

hEft

#24 · April 2011

••••• für literatur, stadt und alltag



hEft in die Hand

Offene Redaktion

- » am 4. Mai » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

- » immer mittwochs
- » 17 bis 19 Uhr
- » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141
(Ecke Magdeburger Allee)

Anzeigen



LEA – Lesebühne Erfurter Autoren

Engelsburg, Café DUCKDICH

13.4. // 18.5. // 15.6.

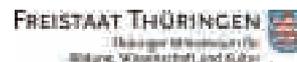
Anmeldung: lea@eburg.de

» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 24 (7. Jg.), April 2011 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Johannes Smettan, Johanna Schuhmacher » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 18, 25, 28 und 29 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 27. Juni; Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. Mai.

hEft wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

Greiz ist immer eine Reise wert – nicht nur zum Greizer Theaterherbst. Die »Perle des Vogtlandes« liegt lieblich im Tal, in dem sich Weiße Elster und Göltzsch vereinen. Direkt an der Göltzsch, etwas außerhalb der Innenstadt, liegt die Alte Papierfabrik, in der wir uns zum Interview verabredet hatten. Auf die moderne Technik vertrauend schalteten wir das Navi ein. Nachdem es uns schon bei Hermsdorf von der A4 lotste, um uns postwendend wieder in Richtung Frankfurt/M. zu schicken, sagte die nette Stimme kurz vor Greiz: Bitte nach links abbiegen. Über eine schmale Landstraße ging's durch Nitzschareuth und Neumühle, vorbei an Bratmühle und Sauberg nach Greiz. Kurz darauf standen wir am Ziel: am Ende einer Sackgasse. Ein Klassiker! Eine greise Greizerin wies uns freundlich darauf hin, daß die besagte Papierfabrik am anderen Ende der Stadt liege. Nach einigen weiteren Sackgassen standen wir vor einem halbverfallenen Backsteinkomplex, der unser sozialromantisches Herz höher schlagen und uns das Navi vergessen ließ. Das Interview in der Alten Papierfabrik gibt's in unserem Greiz-Schwerpunkt ab Seite 19.

Um Arbeit geht es auch in unserer neuen Rubrik ab Seite 16, in der wir uns seltenen oder vom Aussterben bedrohten Berufen widmen. Wir starten mit dem Geigenbau, einem Handwerk, dessen Bezeichnung sich im Gegensatz zu anderen Berufen seit Jahrhunderten nicht geändert hat.

Es bleibt uns noch, auf das Textil-Festival der jungen Literatur in Thüringen hinzuweisen, das vom 23. bis 25. Juni in der Alten Salinenschule in Erfurt stattfinden wird. Neben verschiedenen Workshops zum Schreiben und solchen zur Verarbeitung der Texte in andere Medien (Poetry-Clip, Minidrama, Hörstück) wird es eine Literaturshow, einen Textil-Slam und weitere Aktionen geben. Haltet also Augen und Ohren offen!

Bis dahin wünschen wir gute Zeit!

Die Redaktion

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 willi war hier!
- 07 na endlich ... nach 12 jahren!
- 08 anstoß im norden.
- 09 da geht was in erfurt.
- 11 fünf fragen an: otto von bismarck.
- 12 next level shit.
- 13 meine schlechtere hälfte in gut.
- 13 thüringer krimipreis.
- 14 redaktion empfiehlt.
- 16 musizieren kann ich immer noch.
- 18 fragmente aus der abseitsfalle.
- 19 aus der provinz: greiz.
- 25 ventil e.v.
- 26 soziale spiegel aus glasfaserkabel.
- 28 onkologie der ökonomie.

- 30 fotostrecke.

literatur kalter hund

- 34 kalter hund.
- 35 elena.
- 37 (konjunktivitis)
- 39 lyrik.
- 40 nichts mit waldsauna.
- 43 erfolg.
- 47 wohl kalt, wohl hund ...
- 48 der mann, der einkaufswagen zählte.

- 51 autor/innenverzeichnis.

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon ☎ 3643/4168-0 | Telefax ☎ 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar

zwischen den hEFten:

24.12.: Thunfischbar, KulturrauschBar im P33

Während sich draußen leise der Schnee einrieselte – ganz so, wie es sich in der Heiligen Nacht gehört – erging sich im wohltemperierten Gastraum eine ungefähre Hundertschaft in kulturvoller Geselligkeit. Bei dem einen mag der Weihnachtsmann das Herz vorgewärmt haben, die andere war wohl froh, Teil eins des Abendprogramms einigermaßen erfolgreich absolviert zu haben. So oder so: die Stimmung war angenehm entspannt, während zunächst beim Mitwippen zu feinsten Musik vom »klubraumsound« die Füße auftauten. Etliche anerkennende Blicke schweiften durch das liebevoll reanimierte Etablissement, nicht zuletzt hinauf zum todesmutig auf die Empore gewuchteten Sofa. An der Bar gab es natürlich allerlei zu tun, zu trinken und zu erzählen. Unter anderem Geschichten vom Nilpferd, von Josef und dem Reh. Und später wurde auch richtig getanzt. Vom Thunfisch war gegen 7.30 Uhr nur eine einzige Dose übrig, was durchaus als Indiz für das Gelingen der Veranstaltung gewertet werden darf.



29.12.: hEFt-reliet »Zeit für Jesuslatschen«, KulturrauschBar im P33

Es war ein weiter Weg für den Audi-Jens. Gerade predigte er noch im fernen Jerusalem, fand er sich plötzlich, nach einer Raum und Zeit überbrückenden Reise, im Keller des P33 wieder. Die Kellerluke öffnete sich unvermittelt mit Rauch und viel Tamtam – und da stand er: in kurzer Knackjeans, Fleischerhemd und Jesuslatschen. Die Zeit der Verwirrung war kurz. Schon nach wenigen Augenblicken folgte Audi-Jens seiner gottgegebenen Bestimmung: dem Predigen! Er redete lange und ausschweifend – über die Zukunft des Erfurter Schlagers, die Schmach des hiesigen Fußballclubs, über den Anarchisten und die Kutscher-Zwillinge. Er konnte überzeugen, und das zahlreich anwesende Publikum hing an seinen Lippen und wußte, daß dieser Mensch, der durch den Abend führte, es gut mit allen meinte. Seine Bereitschaft, nach der Show für eine persönliche Audienz im himmelnahen Teil der Bar bereitzustehen, war für Audi-Jens eine Herzensangelegenheit, die er leider nicht mehr auszusprechen vermochte. Schade eigentlich.

31.12.: Silvesterparty »Tempo 2011«, KulturrauschBar im P33

Ziemlich viele Menschen wollten mit »Tempo 2011« ins neue Jahr tanzen. An vorderster Front hochmotivierte »ächte Fäns« der angesagten »Klinke auf Cinch«, in zweiter Linie die etwas Gelasseneren, die sich erstmal mit einer Partie Rommé in Stimmung brachten, dann aber auch gut mithielten. Wie man so schön sagt: die Mischung macht's, und alles war bestens, sogar der Tequila ging. Dank regelmäßiger Frischobstdarreichung brauchte man die Tanzfläche gar nicht zu verlassen, wobei letztendlich das ganze P33 eine Tanzfläche war. So kann man Silvester feiern. Keine Zeit für gute Vorsätze, nur das Sofa, das mußte nach Neujahr wieder runter.

Politisches Erdbeben

24.03.2014: Nachdem vor zwei Jahren seine Erkrankung am Hegemann-Syndrom publik geworden war, trat der damalige Volkstribun und Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg zurück. Selbst konservative Zeitungen erklärten, die weitere Amtsführung sei durch die allfälligen Symptome unmöglich geworden, ein Rückzug sei deswegen alternativlos. Der überaus beliebte Politiker sagte damals: »Ich war immer bereit zu kämpfen, aber ich habe die Grenzen meiner Kräfte erreicht.« Diese historischen Worte James T. Kirks aus »Der Zorn des Khan«, auf den KT gewohnt unauffällig als geistigen Vater verwies, ließen seinen Abschied endgültig erscheinen.

Doch nun wird offen über ein Comeback des Wählerlieblings

spekuliert. Am vergangenen Wochenende kam Guttenberg angeblich am Rande der wöchentlichen KT-Mahnwache unter dem Motto »Gutti, Gutti über alles ...« in Erfurt mit potentiellen Unterstützern einer möglichen Kandidatur zur Landtagswahl im Herbst zusammen. Der gebürtige Münchner hatte sich nach seinem Sturz 2011 in die thüringische Provinz nach Bad Langensalza zurückgezogen, weil seine Umfragewerte dort am günstigsten waren.

Aufregend könnte es für die Erfurter Krämpfervorstadt werden, denn hier, im Hinterzimmer des Goldenen Ankers, soll der Stammtischheld Kirk-Theodor in der kommenden Woche zur Gründungsver-sammlung laden. »D'r Bierdeggl is für deen abar auch nich gleiner!« erklärte Duz-Freund und Wirt W.

gegenüber dem hEFT. Beide kennen sich bereits aus Langensalza.

Zu möglichen Gründungsmitgliedern zählen außerdem der ehemalige CDU-Fraktionschef Friedrich Merz und Fast-Kultusminister Peter Krause. Merz sorgte 2003 mit dem Vorschlag einer Steuererklärung auf Bierdeckeln für Aufsehen. Diese Idee soll nun für die neue Partei modifiziert werden: Anstatt des Zahlenwerkes reicht bereits ein Kopfporträt Guttenbergs. Als Parteifarbe ist nach Auflösung der Panther das frei gewordene Grau im Gespräch. Der Ex-Verteidigungsminister ließ aber über seinen Sprecher mitteilen, daß er keine Rollkragenpullover in dieser Farbe besitze. Daß es trotzdem zu einer entsprechenden Farbwahl kommen könnte, gilt in informierten Kreisen als unwahrscheinlich. (pd)

Bombensicher besetzt

13.04.2012: Exakt zwölf Jahre nach der Besetzung des ehemaligen Topf&Söhne-Geländes gibt es in Erfurt wieder ein Besetztes Haus. Wie aus einer Pressemitteilung der Besetzergruppe »Schwarzer Peter« hervorgeht, wurde in der Nacht zum 12. April die Defensionskaserne auf dem Petersberg eingenommen. Ziel sei die Nutzung des Objektes als alternatives Kultur- und Wohnprojekt. Erste Maßnahmen zur Instandsetzung des Gebäudes und eine Konzertreihe seien schon geplant, hieß es ferner. Zwar hätte es im Vorfeld intern vehemente Diskussionen aufgrund der vormals militärischen Nutzung des Objektes gegeben, aber schließlich

hätten die Vorzüge überwogen. Denn die ehemalige Kaserne, die zwischen 1828 und 1831 von den Preußen erbaut worden ist, galt damals als bombensichere Soldatenunterkunft. Sie war eine Festung in der Festung, im Inneren eingeteilt in viele verteidigungsfähige Abschnitte. Zwar ist auch dieses Objekt durch die schrittweise Entfestigung des Petersberges baulich verändert worden, eine gute Verteidigung gegen eine mögliche Räumung durch die Polizei sei jedoch noch immer gegeben, so die Besetzer. Ob es sich bei der Gruppe »Schwarzer Peter« um die ehemaligen Aktivisten des Topf&Söhne-Geländes handelt, ist bisher unklar.

Die Defensionskaserne, die sich im Eigentum der Landes-

entwicklungsgesellschaft befindet, steht seit vielen Jahren leer. Zwar wurden Teile des Hauses in den letzten Monaten für temporäre Kulturveranstaltungen genutzt, aber die seit fast zwei Jahrzehnten andauernde Diskussion um eine entsprechende Nutzung blieb bisher erfolglos. Ende 2011 scheiterte ein vielversprechendes Betreiberkonzept einer Mischnutzung für Kultur und Bildung an der Finanzierung. Da die Kommune jährlich etwa 100.000 Euro Unterhaltungskosten für das leerstehende Objekt aufbringen muß, scheint der städtischen Verwaltung die Besetzung nicht ungelegen zu kommen. Eine Räumung sei derzeit nicht vorgesehen, hieß es gestern aus dem Erfurter Rathaus. (tp)

willi war hier!

Willi – ein Sohn Erfurts. Ihm lagen die Arbeiter am Herzen, er organisierte Hilfsgüter für die sich in Not befindende Bevölkerung in der Sowjetunion, er unterstützte den Kampf gegen die Franco-Faschisten in Spanien. Vor allem aber stand für ihn die Bildungsarbeit im Vordergrund. Er gründete Verlage und Zeitschriften der Aufklärung und zur Vermittlung der Utopien für eine gerechte Gesellschaft

Kaum etwas erinnert in Erfurt an ihn: kein Platz am Hauptbahnhof und auch keine Straße am Rathaus. Nein, nicht Willy Brandt ist gemeint. Ein anderer Willi, eine genauso wichtige Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts: Willi Münzenberg. Es gibt auch keine Willi-Münzenberg-Stiftung und keine Leuchtschrift »Internationale Arbeiterhilfe« auf einem Hoteldach. Auch hat die Thüringer Allgemeine bisher noch keinen Münzenberg-Preis für kritischen Journalismus ins Leben gerufen.

Was es gibt, ist ein kurzer Eintrag auf der Webseite www.erfurt-web.de und einen Aufsatz des Erfurter Historikers Steffen Raßloff. Und an der Stelle des Geburtshauses von Münzenberg, Ecke Augustinerstraße/ Am Hügel, hing an einer DDR-Platte eine Gedenktafel. Hing, denn jetzt wurde das der I.W.E.S. gehörende Haus saniert und an der Stelle der Gedenktafel ein Fenster eingebaut. Wo ist sie hin und wo wird sie wieder angebracht? Eine Anfrage bei I.W.E.S. blieb bis jetzt unbeantwortet. Würde sich nicht die Neugestaltung und Bebauung des naheliegenden Huttenplatzes eignen, um in angemessener Weise an Willi Münzenberg zu erinnern?

Wer war Willi Münzenberg? Er wurde am 14. August 1889 als Sohn von Luise Münzenberg und des Gastwirts Friedrich Münzenberg in Erfurt geboren. Von 1906 bis 1909 arbeitete er in der Erfurter Schuhfabrik »Lingel«. In dieser Zeit begann sein Engagement im SPD-nahen Arbeiterbildungsverein »Propaganda«. Er wurde dessen Vorsitzender und schloß ihn mit dem neuen Namen »Freie Jugend Erfurt« dem norddeutschen Jugendverein an. Durch seine politische Tätigkeit wollte kein Erfurter Betrieb ihm mehr Arbeit geben. Daraufhin verließ er Erfurt.

In der Zeit des Ersten Weltkriegs übernahm er die Leitung des Internationalen Jugendsekretariats in Bern und lernte Lenin kennen. In Berlin schloß sich Willi Münzenberg 1918 der Spartakusgruppe an und wurde 1919 Mitglied der KPD und Vorsitzender der Kommunistischen Jugendinternationale. 1921 gründete er die Illustrierte »Sowjetrußland im Bild« (ab 1926 unter dem Namen »Arbeiter-Illustrierte-Zeitung«/AIZ) und organisierte die Internationale Arbeiterhilfe (IAH).

Von 1924 bis 1933 war er Mitglied des Zentralkomitees der KPD und Reichstagsabgeordneter. Münzenberg baute mit dem Kosmos-Verlag ein Medienimperium auf. Nach dem Konzern Alfred Hugenburgs wurde Münzenbergs Medienunternehmen das größte in Deutschland. Münzenberg erwarb die Zeitung »Welt am Abend« und steigerte deren Auflage in kürzester Zeit von 3.000 auf über 100.000 Exemplare. Mit der Verleihgesellschaft »Prometheus« und der »Weltfilm« sicherte er sich den Alleinvertrieb aller sowjetischen Filme. Er initiierte die Aufführung des Films »Panzerkreuzer Potemkin«. 1928 gründete er gemeinsam mit Heinrich Zille die Satirezeitschrift »Eulenspiegel«.

Nach der Machtergreifung der Nazis in Deutschland emigrierte Münzenberg nach Paris. Münzenberg veröffentlichte bis 1937 etwa 50 deutschsprachige Publikationen, z.B. das Braunbuch über den Reichstagsbrand. Im September 1935 plädierte Münzenberg in Paris auf der Zusammenkunft deutscher Oppositioneller zur Vorbereitung der deutschen »Volksfront« für ein Bündnis aller Hitler-Gegner, ungeachtet ihrer weltanschaulichen und politischen Gegensätze.

1938 wurde Münzenberg wegen seiner Kritik an Stalin aus dem ZK der KPD ausgeschlossen und aller Funktionen enthoben. Um dem Ausschluß aus der KPD zuvorzukommen, erklärte Münzenberg selbst im März 1939 seinen Austritt, der in seiner Wochenzeitung »Die Zukunft / Ein neues Deutschland: Ein neues Europa!« abgedruckt wurde. Münzenberg gründete 1939 die neue Partei »Freunde der sozialistischen Einheit«.

1940 wurde Willi Münzenberg erhängt in einem Wald bei Saint-Marcellin in Frankreich aufgefunden. Es bleibt bis heute ungeklärt, ob es Selbstmord war oder ob die Gestapo oder stalinistische Agenten für den Tod Münzenbergs verantwortlich waren.

Dirk Teschner

na endlich ... nach 12 jahren!

Die Eröffnung des »Erinnerungsortes Topf & Söhne« am 27. Januar 2011 ist vorbei. Es gab ein riesiges Medienecho. Viele Menschen haben in den ersten Tagen die Ausstellung besucht, das Buch »Die Ofenbauer von Auschwitz« oder den Film zur Ausstellung gekauft

Der Raum bei der Ausstellungseröffnung war übervoll. Die lokale Prominenz war vor Ort. Der Reden gab es viele. Die Bürgermeisterin Tamara Thierbach, die Leiterin des Erinnerungsortes Annegret Schüle und der Vorsitzende des »Förderkreises Geschichtsort Topf & Söhne e.V.«, Rüdiger Bender, hielten die ersten. Sie erzählten eine Erfolgsgeschichte über die Erkämpfung des Erinnerungsortes, die klein und unbeachtet begann, aber irgendwann mehr Gewicht erhielt. Ein Mal wurden sogar »die Hausbesetzer« bzw. »die jungen Leute« erwähnt – aber nur ganz kurz. Viel wichtiger war, mit wieviel Kraft und Ausdauer die sogenannte »Zivilgesellschaft«, die »Bürger«, allen voran die Historikerin Annegret Schüle und der »Förderkreis Geschichtsort Topf & Söhne« für den Erinnerungsort auf dem historischen Ort gestritten haben, und daß die Stadt Erfurt irgendwann erkannte, daß sie sich der Geschichte von Topf & Söhne stellen muß. Annegret Schüle hatte früher den Eindruck, sie »überbringe eine schlechte Nachricht«, wenn sie über Topf & Söhne sprach. Aber nun hat sich »diese schlechte Nachricht in eine gute Nachricht verwandelt«, nämlich darüber, wie toll diese Stadt mit ihrer Geschichte umgeht! Die Erfolgsgeschichte endet damit, wie der neue Eigentümer des Geländes diesen Ort möglich machte. Und immer wieder wird betont: Was für eine gute Sache das doch ist, daß »Erfurt« nun so vorbildliche Geschichtsaufarbeitung betreibt. Beispielhaft voranschreitend, einmalig ...! Worum ging es noch mal – ach ja, Beteiligung am Holocaust / der Shoa. Aber auch das läßt sich offenbar als Standortfaktor gebrauchen. Auch der alternative und manchmal kritische Radiosender Radio F.R.E.I. wurde in den Tagen vor der Eröffnung der Ausstellung nicht müde zu betonen, daß »Erfurt sich nun endlich zu seiner Geschichte bekennt«. Hört sich doch irgendwie positiv an. Warum wird mir dabei nur übel?

Vielleicht, weil dieser Ort nicht ohne die brachiale polizeiliche Räumung von Räumen denkbar ist – und niemals mehr denkbar sein wird –, in denen Leute sich 8 Jahre lang für einen Geschichtsort Topf & Söhne mit eingesetzt haben; in denen Leute 8 Jahre lang selbst Geschichtsaufarbeitung auf dem ehemaligen Firmengelände,

also am historischen Ort, betrieben haben; in denen Leute gewohnt, gelebt, gestritten und getanzt haben; in denen Kunst entstanden ist, gebaut und renoviert wurde; in denen auch viele unschöne Dinge passiert sind, doch Auseinandersetzungen geführt und nach außen getragen wurden, die nun keinen Raum mehr in Erfurt haben. Und nicht zuletzt ist dieser Erinnerungsort nicht denkbar ohne den kompletten Abriß aller anderen noch vorhandenen historischen Gebäude auf dem ehemaligen Firmengelände und der Errichtung von Einkaufszentren und Eigentumswohnungen an deren Stelle.

Vielleicht auch, weil gerade massiv versucht wird, die Geschichte des Besetzten Hauses aus der Öffentlichkeit zu tilgen. Kein Wort fällt im Film zu der Ausstellung über die Besetzung, die doch einen Teil der Geschichte des Geländes ausmacht, kein Bild wird davon gezeigt. In der Ausstellung und im begleitenden Buch findet sich gerade mal ein Bild und ein Satz, welcher besagt, daß auf dem besetzten Teil des Geländes auch Geschichtsaufarbeitung stattfand. In den Führungen durch die Ausstellung wird das Besetzte Haus nicht erwähnt. Kein Wort davon auch in der Rede von Frau Schüle oder Herrn Bender zur Ausstellungseröffnung, wo doch letzterer jeden Wortwechsel mit einem Politiker und jeden noch so kleinen Beitrag zu erwähnen schien und des Danksagens nicht müde wurde. Dagegen ist den beiden sieben Jahre Unterstützung bei der Erstreichung des Geschichtsortes keine Silbe wert. Von der Räumung des Geländes selbstverständlich ganz zu schweigen!

Meine Übelkeit hat aber vielleicht noch viel weitreichendere Gründe. Die Eröffnung des Erinnerungsortes muß – so meine These – in einen gesellschaftlichen Diskurs eingeordnet werden, bei dem die nationale deutsche Identität wieder positiv besetzt wird, Geschichtsaufarbeitung also als Standortfaktor und »Beweis«, daß Deutschland wieder bei den (krieg)führenden Nationen in der Welt mitmischen darf. Was dies genau bedeutet und was es mit der Verdrängung und Marginalisierung der Hausbesetzer_innen zu tun hat, dazu mehr im nächsten hEft.

M. Müller

anstoß im norden.

»Wall of Fame«, Comic-Festival, Kunstrasen: Da geht was im Erfurter Norden. Verbunden damit ist immer wieder der Name »Ladebalken«. Zum Jahresende lief nun die Förderung für das Projekt aus. Ob und wie es weitergeht, darüber sprachen wir mit der Projektleiterin Karina Halbauer.



Karina, für die wenigen, die das Projekt bisher noch nicht kennen, was ist Ladebalken? Das Projekt Ladebalken gibt es seit 2009 und ist im Erfurter Norden angesiedelt. Es hat sich zur Aufgabe gestellt, Jugendliche an der Stadtentwicklung zu beteiligen, und es soll sie bei der Umsetzung ihrer Ideen unterstützen. Das Projekt stützt sich auf mehrere Säulen. Eine davon ist das Ladenlokal in der Magdeburger Allee 137. Die »Stube« ist Treffpunkt und Ort, wo wir ansprechbar sind, ein Freiraum, der auf verschiedene Arten genutzt werden konnte: für Ausstellungen, zum Arbeiten, zum einfach nur Kaffeetrinken und vieles andere mehr. Eine zweite wichtige Säule war der Jugendfonds, mit dessen Hilfe wir viele kleinere und größere Projekte der Jugendlichen finanziell unterstützen konnten, ohne große bürokratische Hürden.

Ist das denn von den Jugendlichen angenommen worden? Ladebalken war von Beginn an als temporäres Projekt angesetzt. Es sollte keine Institution werden, die ihre riesigen Fühler über den Erfurter Norden ausbreitet und den ganzen Stadtteil umkrepelt. Wir wollten einen Anstoß geben im Stadtteil. Und wir haben das Gefühl, daß uns das gelungen ist. Das Interesse von Seiten der Bürger, von der Stadt und nicht zuletzt von den Jugendlichen, also den Nutzern, ist da. Der Norden wird als Ort wahrgenommen, in dem coole Sachen passieren. Ich glaube, das ist vielen bewußt geworden durch Ladebalken, vor allem auch Leuten, die in anderen Stadtteilen wohnen. Andererseits sehen wir gerade da noch große Potentiale. Und man kann das auch so sagen: wir haben zwar viele Jugendliche und junge Erwachsene angesprochen, aber ein Großteil davon war nicht aus dem Norden.

Woran könnte das gelegen haben? Na ja, dazu muß man sagen, wir sind ja kein Jugendclub. Wir wollten auch nicht, daß irgendein Sozialarbeiter zu uns kommt und sagt, er möchte mit seinen Jugendlichen gern dieses oder jenes Projekt machen. Die Jugendlichen sollten selbst aktiv werden, ihre eigenen Ideen umsetzen, und das ist nicht immer ganz einfach. Viele wollen was machen, wissen oft aber nicht, was genau. Und das ist ein Punkt, an dem würde ich persönlich gern weiterarbeiten.

Was für Projekte gab es in den vergangenen einhalb Jahren? Es gab sehr viele verschiedene Projekte. Vor allem im künstlerischen Bereich. Insbesondere Streetart bzw. Graffiti standen hoch im Kurs. Das reichte von Literatur-Streetart-Projekten, bei denen kurzerhand eine Geschichte über und auf die Magdeburger Allee geschrieben wurde, über die großflächige »Wall of Fame« in der Hohenwindenstraße, bis hin zum internationalen Comic- und Streetartfestival »Interzone« mit serbischen, italienischen und thüringischen Künstlern. Es gab aber auch Projekte, die sich mit Leerstand beschäftigen, wie der Kunstrasen, ein Kunst- und Kulturfestival auf der brachliegenden Malzwerkfläche.

Und wie geht's nun weiter? Die Förderung ist ja zum Jahresende ausgelaufen. Also, die Förderung ist zum 31.12.2010 ausgelaufen, aber Ladebalken geht weiter. Wir haben frühzeitig versucht, eine ehrenamtliche Struktur aufzubauen. Wir haben, zum Beispiel im Programm »Training for Trainers«, Leute, die bei uns Projekte gemacht haben, zu Projektbegleitern und Moderatoren weitergebildet. Daß sie sozusagen in der Lage sind, andere Projekte zu begleiten und zu beraten, zum Beispiel in der Projektplanung oder der Öffentlichkeitsarbeit, so wie wir das bisher gemacht haben. Gleichzeitig suchen wir natürlich nach neuen Fördermöglichkeiten, und es sieht im Moment ganz gut aus, daß das ab der zweiten Jahreshälfte klappt.

Was steht aktuell auf dem Programm? Im Moment geht's unter anderem darum, die Miete für den Laden

zu bezahlen. Dazu soll es Ende März, Anfang April eine »Stubenrettungswoche« geben. Als Höhepunkt findet am 1. April eine Kunstauktion zugunsten der Stube statt. Da stellen verschiedene Künstler ihre Kunst zur Versteigerung zur Verfügung und entscheiden jeweils, wie viel von dem ersteigerten Betrag der Stube zugute kommt. Außerdem wollen wir demnächst zusammen mit dem Bürgerbeirat und der Integrierten Gesamtschule einen Audioguide für den Norden erstellen. Da suchen wir auch noch Leute, die Lust auf so was haben.

Karina, vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Alexander Platz

» Mehr Infos unter: www.ladebalken.info

da geht was in erfurt.

Centrum, Joue Joue und Rotplombe sind in den 90er Jahren die Erfurter Klubs schlechthin gewesen. Seit einigen Jahren macht sich aber eine Trendwende bemerkbar. Immer häufiger finden an ungewöhnlichen Orten, wie dem Alten Kohlekraftwerk, einmalige Partys und Events statt – organisiert von Schülern, Studenten und Erfurtern, die es anders als bisher machen wollen – eine Beobachtung von Reinhard Hucke.

Es gab einmal eine Zeit, da konnte man sich in Erfurt relativ sicher sein, wo man am Abend seine Freunde treffen würde, ohne sich vorher mit ihnen zu verabreden: dienstags in der Disko »PHauker« an der Universität, freitags bei »Mixed Pickles« in der Rotplombe und samstags in der Engelsburg. Das war in den 90er Jahren, als die kulturelle Szene noch sehr überschaubar war, und lange Zeit hat es irgendwie auch funktioniert. Vor allem deswegen, weil es wenig Alternativen zum Weggehen gab. Die Partys waren alles andere als brilliant, »querbeet« hieß das Zauberwort der Stunde und musikalisch hatten die DJs von den frühen bis zu den späten 80er Jahren tatsächlich alles im Repertoire. Es war eine Zeit, in der Mensa-Jürgen mit seinen Schlagern kurzzeitig Berühmtheit erlangte. Daß die meisten dieser Partys trotzdem gut besucht waren, hatte eher damit zu tun, daß man wußte, daß fast jeder hingehet – alles andere war eher zweitrangig.

Heute, mehr als 10 Jahre später, sieht die Situation in Erfurt schon sehr viel anders aus. Das Publikum hat sich zunehmend diversifiziert, die unterschiedlichen Interes-

sengruppen laufen sich nicht mehr über den Weg. Wer in den »Musikpark« geht, findet auch das C 1 gut, wird aber nie im Klub »Franz Mehlhose« oder dem »CKB« zu sehen sein. Zu den etablierten Klubs sind in den letzten Jahren zunehmend temporäre Events gekommen. Meist wurden diese an ungewöhnlichen Orten, wie stillgelegten Fabriken oder anderen nicht mehr genutzten Gebäuden, veranstaltet. So fanden in den letzten Jahren Partys im Alten Kohlekraftwerk in der Hohenwindenstraße, im Alten Innenministerium am Kaffeetrichter und in der Alten Druckerei in der Johannesstraße statt. Studenten, Künstler, Jung-Erwachsene trauen sich schon länger, das Ruder selbst in die Hand zu nehmen – nach dem Motto, wenn nix geht, machen wir eben selbst etwas.

Genau das sei auch der Impuls gewesen, auf dem Erfurter Petersberg in der ehemaligen Defensionskaserne den FÖN-Kunstpreis zu verleihen und DJs auflegen zu lassen, sagt Veranstalter Thomas Schöfbauer. Die Vorbereitungen dauerten nicht lange. Im November gab es eine erste Anfrage an die Verantwortlichen der Stadt Erfurt, welche wiederum sehr schnell die für das Gebäude

zuständige Landesentwicklungsgesellschaft LEG zur Zusammenarbeit bewegen konnte. Ende Januar gab es grünes Licht, Anfang Februar fand schließlich eine Woche lang die Ausstellung statt. Das nächste Projekt sei im Sommer geplant. Hätte man einen festen etablierten Klub, müsse man, um die laufenden Kosten zu decken, irgendwann auch Kompromisse eingehen, so Veranstalter Thomas Schöfbauer. Dann lieber einmalig etwas Gutes machen.

Kompromisse machen inzwischen die Initiatoren der Haifischbar-Partys, die in den 90er Jahren ursprünglich so etwas wie der Prototyp dieser besonderen Art von Events waren. Die Partys fanden sehr selten an wechselnden Orten statt – klein, fein, mit damals noch nicht so oft gespielter Funkmusik von DJ Smoking Joe. Das Besondere: Nur wenige wußten, wer die Macher waren. Werbung gab es keine, dafür war auf die Mundpropaganda verlaßt. Inzwischen gibt es die Haifischbar-Party einmal im Jahr in der Thüringenhalle – vom Coolness-Faktor ist sie nur noch ein paar Steinwürfe vom Krämerbrückenfest entfernt.

Dafür gibt es in Erfurt seit einiger Zeit einen Klub, der ähnlich wie die »Haifischbar« in ihren Anfangstagen ein bißchen eine Aura des Geheimnisvollen verbreitet und ähnlich wie zu Beginn der »Haifischbar«-Partys sich einen Namen gemacht hat, der für Qualität steht – der Klub »Franz Mehlhose«. Die auftretenden Bands sind nicht allen Besuchern bekannt, diejenigen, die zu den Konzerten kommen, sind aber offenbar nicht enttäuscht. Mitunter führt das sogar dazu, daß die Bands selbst vom Andrang überrascht sind. Als zu Jahresbeginn die Rostocker Band »Talking to Turtles« auftrat, spielte sie

vor 500 Besuchern – ihr bis dahin größter Gig. »Franz Mehlhose« lebt von Mundpropaganda und – klar, von der Vernetzung im Internet.

Diese gut funktionierende Mundpropaganda sei typisch für Erfurt, sagt Daniel Fromm von »I love Marbach Records«. Er organisiert seit mehreren Jahren mit anderen Gleichgesinnten unter anderem Noise-Rock-Partys in und außerhalb Erfurts. Erfurt hat zwar »nur« 200.000 Einwohner und kann daher kulturell nicht mit anderen Städten mithalten. Genau das sei aber eine Stärke, so Fromm. »Weil es so klein und provinziell ist, ist eine gewisse Energie zu spüren«, sagt er. Was bleibt, ist der Faktor der Unberechenbarkeit in der Planung. So gibt es Veranstaltungen, bei denen plötzlich 200 Jugendliche eine Veranstaltung besuchen, ohne daß vorher dafür Werbung gemacht wurde. Bei anderen Events ist dann für manche der Eintrittspreis zu hoch und die Veranstaltung floppt.

Es ist umso erstaunlicher, daß es 2 Jahre nach der Schließung des Besetzten Hauses in der Weimarischen Straße mehr denn je alternative Angebote zu geben, scheint. Einziger Wermutstropfen bleibt eben das Temporäre, das auf jeden Fall wieder Vorübergehende. Damit heben sich die Veranstaltungen zwar aus dem Einerlei heraus, aber als Besucher weiß man gleich zu Beginn, daß die Karawane bald weiterziehen wird. So sind in Erfurt schon einige Veranstaltungsreihen oder Klubs gekommen und wieder gegangen. Man denke nur an die Events im Alten Heizwerk im Brühl, an die J&B-Sessions im Presseklub oder an die Lesungen im Café Togo. Vielleicht wird ja irgendwann diese kulturelle Gegen-Bewegung doch mal seßhaft.

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

fünf fragen an: Otto von Bismarck (1815 bis 1898)



Herr von Bismarck – in dieser Rubrik befragen wir Personen, die mit Erfurt verbunden sind. Sind Sie eine Persönlichkeit dieser Stadt? Das will ich meinen! Auf meinem einmaligen politischen Weg spielte Erfurt eine nicht kleine Rolle.

Hier traf sich 1850 das Unionsparlament, an dem ich als bedeutender Vertreter der preußischen Konservativen teilnahm. Ziel war eine Verfassung für ein deutsches Reich, das ohne das von uns Preußen verhaßte Österreich auskommt. Zwar stimmte ich gegen die Annahme des Verfassungsentwurfs, aber an Erfurt habe ich dennoch gute Erinnerungen: Hier habe ich meine ersten diplomatischen Sporen verdient, wie ich schon damals so treffend bemerkte.

Was hat sich seitdem verändert? Einiges. Damals war alles ruhiger. Da genügt schon ein Blick in das Haus, in dem ich dereinst nächtigte – und das heute eingedenk dieser Zeit nach mir benannt ist und mit meinem Standbild aufwartet. Trete ich heute über die Schwelle des Hauses, schlägt mir ohrenbetäubende Musik entgegen. Dabei ist nicht einmal ein Tanzvergnügen eingezogen, sondern es wird Kleidung verkauft. Anderes ist heute wie einst. Wenn ich heute aus dem Fenster der Unterkunft sehe, erblicke ich dasselbe wie vor 151 Jahren. Damals stand auf dem Anger kein Baum und heute ist es wieder so. Und das ist gut, denn wie ich immer sage: Eine Stadt erkennt man an ihren Steinen, nicht an ihren Bäumen.

Sie kamen nie mehr für längere Zeit nach Erfurt zurück. Warum auch? Die Musik – die politische, nicht die mit Bum-Bum – spielt anderswo. Was läßt sich schon

von hier aus bewirken? Es klappt ja nicht einmal, wenn der Erfurter Oberbürgermeister zu putschen versucht, damit die Dunkelroten mit den Sozialdemokraten auf Landesebene koalieren.

Ui, Sie können über die Sozialdemokraten sprechen, ohne auszuspucken? Ja, der Groll ist passé. Heute säßen die doch mit uns im Unionsparlament. Sogar mein politisches Konzept von »Zuckerbrot und Peitsche«, wie es Ihre Schreiberling-Kollegen formuliert hatten, haben die Sozialdemokraten übernommen: Als »Fördern und Fordern« steht es im Hartz-IV-Gesetz. Längere Laufzeiten der Atomkraftwerke – hätte von mir stammen können. Oder der putschende Bürgermeister: Hat das besetzte Haus räumen lassen, für ein Alkoholverbot auf öffentlichen Plätzen gesorgt. Bin mal gespannt auf die Lügen bei dieser Wahl – wie ich schließlich schon vor langem so treffen sagte, wird selten so viel gelogen wie vor einer Wahl (während des Krieges und nach der Jagd).

Mit Ihrer Erfahrung und Weitsicht – gibt es jemanden, der in Ihre Fußstapfen treten könnte? Zunächst einmal: Das tut bereits jemand – ich war der erste Bundeskanzler, der des Norddeutschen Bundes nämlich; Angela Merkel die erste Kanzlerin. Sie folgt also schon meiner Spur. Außerdem versteht sie was von Macht. Sogar ich haute mir auf die Schenkel, als sie ihren Konkurrenten Christian Wulff zum Bundespräsidenten weglobte. Über Ihre Nachfolge spekuliere ich nicht, vor allem jetzt, da der Ehemann meiner Ururenkelin zurückgetreten ist ... dabei hat er Format ... genau das richtige Alter ... Hören Sie: mit meiner Erfahrung und Weitsicht sage ich: der Mann kommt wieder.

ELEGIEN

© MLF SALZMANN



www.flausen.net

next level shit.

Kurzfassung: Eine Gruppe Studenten. Eine Idee. Ein Förderantrag an die Europäische Union. »echauffier – Magazin für Empörung«. Hurra! Aber was steckt eigentlich dahinter? hEft sprach mit Redaktionsmitglied Fabian Raith

Seit der Veröffentlichung eurer ersten Ausgabe Ende Januar ist schon etwas Zeit vergangen. Wie zufrieden seid ihr damit bis jetzt? Wie ist das Feedback ausgefallen? Das war sehr unterschiedlich. Selbst sind wir relativ zufrieden mit der ersten Ausgabe und auch generell, wie es gelaufen ist. Was vor allem an Resonanz zurückkam, ist, daß das Layout einfach großartig ist. Bei den Artikeln ging es von »zu verkopft« über »mal was anderes« bis hin zu »großartig«. Meine Mutter nannte es »jugendlich arrogant« und ein Freund von uns nannte es »next level shit«. Das war auch sehr amüsant. Aber es ist insgesamt eigentlich sehr positiv, also auch von dem, was wir irgendwie mitbekommen, wie die Hefte weggehen, das ist ziemlich gut, also wir müssen da zum Teil schon innerhalb von zwei Tagen noch mal Hefte auslegen, an Orten, wo wir schon 20 ausgelegt hatten.

Wie ernst nehmt ihr das, was ihr da macht? Wie hoch ist euer Anspruch, tatsächlich Empörendes zu thematisieren und damit eine Diskussion anzustoßen oder wenigstens dazu beizutragen? Und wieviel davon könnte man vielleicht als Satire oder Ironie bezeichnen? Wir haben schon gemerkt, daß wir ein bißchen sehr »schwer« waren in der ersten Ausgabe. Das war eigentlich auch nicht unsere Absicht, da wir ja schon relativ ironische Menschen sind. Also das ist natürlich schon eine ernste Angelegenheit, das ist uns schon wichtig. Wir wollen natürlich eine Diskussion anregen und das ist schon gut und daß Leute, die sich mit dem Heft beschäftigen, irgendwie langsam das weitertragen und da diskutieren, aber jetzt nicht so, daß wir sagen, man darf darüber nicht lachen oder es darf in dem Heft nichts Witziges vorkommen oder das sei ein reines Heft, das man nur ernst nehmen soll, das ist auch nicht unser Anspruch.

Empörung scheint ja ein zeitlich begrenztes Phänomen zu sein: Sie tritt impulsiv auf, hält sich eine Weile an der Oberfläche und taucht dann wieder ab. Habt ihr vor, eure Themen längerfristig zu verfolgen, oder wird das von Ausgabe zu Ausgabe wirklich immer etwas völlig anderes sein? Wir werden uns nicht jedes Heft mit den gleichen Themen auseinandersetzen, das wollen wir nicht. Es wird natürlich immer wieder Anknüpfungspunkte geben, sich damit

auseinandersetzen, aber grundsätzlich wird das von Ausgabe zu Ausgabe wechseln, das ist, was wir wollen, immer wieder neue Aspekte bringen.

Aber wäre das eine Option für euch, daß ihr so was außerhalb des Magazins weiterverfolgt, wie zum Beispiel auf eurer Homepage oder in der von Keshrau [Anm. d. Red.: Redaktionsmitglied von »echauffier«] angekündigten Radiosendung? Naja, das kommt jetzt, also wir machen noch mehr Gedöns, wir machen jetzt den Poetry Slam bei Radio F.R.E.I., dann haben wir noch eine Podiumsdiskussion, die kurz vor der nächsten Veröffentlichung ist, dann gibt es zum Release eine Party und dazwischen liegt dann noch eine Radiosendung. Wir haben bei Radio F.R.E.I. diesen offenen Montag oder Dienstag und den sollten wir dann gestalten oder wenigstens einen Teil davon. Das wäre erstmal eine einmalige Sache. Wir haben ein paar Ideen, wir wissen aber noch nicht genau, wie und was.

Für die erste Ausgabe habt ihr noch selbst nach Autoren gesucht. Wird das so beibehalten oder kann sich im Prinzip jeder bei euch melden, dem etwas unter den Nägeln brennt, worüber er sich empören möchte? Unsere Idee war, daß wir eine relativ geschlossene Redaktion sind und daß wir uns dann externe Autoren aussuchen, die wir persönlich gut finden, die wir irgendwoher kennen, von denen wir wissen, daß die was können und daß die das auch gut finden. So wird es auch bleiben, geh ich jetzt mal davon aus, weil wir uns auch gesagt haben, es gibt ja schon das hEft, wo man so was dann machen kann.

Möchtest du dich zum Abschluß noch spontan über etwas echauffieren? Fasching. Ich finde das wirklich ätzend. Das ist so das Ausbrechen aus der bürgerlichen Spießigkeit, einmal im Jahr, sich einen ansaufen und dann wieder fein Staatsbürger sein. Die Funkenmariechenschleiße und Büttreden. Nee nee, brauch ich nicht.

Interview: John Weide

» echauffier #2 erscheint am 6. Mai
» weitere Infos: www.echauffier.de/magazin

meine schlechtere hälfte in gut.

Eine Katze ist vom Baum gefallen, die Kindergartenkinder verstehen das nicht. Die Kindergärtnerin erzählt ihnen was vom Katzenhimmel. Da wollen sie auch hin. Am nächsten Tag wird die Kindergärtnerin von einem LKW angefahren und stirbt. Der LKW-Fahrer wird nicht verurteilt, sondern der Freiheit überlassen. In der Freiheit geht er zum Bäcker und beim Bäcker sagt ein fremder Junge »Tschüß« zu ihm. Deshalb muß er weinen. »Heute lernen wir, Tschüß zu sagen«, ist eine von hEFt-Autor Stefan Petermanns Kurzgeschichten aus dem neuen Erzählband »Ausschau halten nach Tigern«. Tragisch-komisch mutet dieser Text an, der mit einer Leichtigkeit um die Ecke kommt, wie man es von Petermann kennt. In diese optimistische Leichtigkeit gehüllt sind dennoch die ernstesten und schwierigsten Themen des Lebens, so die Konfrontation des Kindes mit dem Tod. In »Hager« beschreibt er aus der Perspektive eines Toten die Begegnung mit einem Jungen, der ganz und gar unbefangen an ihn herantritt und fragt: »Bist du traurig?« Er bekommt natürlich keine Antwort, kommt aber trotzdem wieder. Ein Junge, der das Prinzip Tod nicht kennt und vielleicht gerade deshalb Leben in die tote Bude bringt. Und auch wenn er Hager nicht zum Leben erwecken kann, so kann er ihn doch bewegen:

»Hager muß sich eingestehen, daß er die Minuten zählt, bis der Junge wiederkommt.« Etwas morbide wirkt letztlich vielleicht noch der steife Hager, die preisgekrönte Geschichte tut es nicht.

Unterhaltsam sind die versammelten Erzählungen allemal, bis zum Amüsement treibt es Petermann bisweilen auch, etwa »Mit Glufke«: »Jemanden wie Glufke gibt es natürlich nicht. Den hab' ich mir ausgedacht.« Den Grund dafür läßt er nicht vermissen: Glufke ist jemand, der sagt, was man sich selbst nicht traut, der draufhaut, der was anrichtet: »Den nehm' ich mit, wenn es ungemütlich wird. Glufke ist meine drei Bier, mein Adrenalin, mein eigener Fight Club.« Glufke ist aber auch jemand, der sich verpißt, wenn's eng wird. Ob ein jeder seinen Glufke braucht, ist fraglich, zumindest aber steckt er in einem jeden, man braucht nur Ausschau nach seiner »schlechteren Hälfte in gut« zu halten. Vor allem aber Ausschau halten nach diesem Buch.

René Ferchland

» **Stefan Petermann: »Ausschau halten nach Tigern« erscheint im März im asphalt & anders verlag; ISBN 978-3-941639-05-8; 16,90 Euro**

1. thüringer krimipreis

Zu wenig Morde in Thüringen. Das stellen zumindest der Sutton-Verlag und die Buchhandlung Peterknecht aus Erfurt mit Bedauern fest und sie geben uns gleich im Anschluß ein paar Anregungen mit auf den Weg, wie man diese Quote aufmöbeln kann: »Der Erfurter Dompropst stürzt vom Glockenturm, warum endet das Altenburger Skatturnier tödlich, Mord am letzten Grenzturm, die Suche nach dem Bernsteinzimmer im Jonastal ruft finstere Mächte auf den Plan, mysteriöse Mordfälle am Kyffhäuserdenkmal, ein als Schiller/Goethe verkleideter Mörder geht in Weimar um«. Aha. Was?

Kombiniere, kombiniere. Es scheint wohl doch eher um Literatur zu gehen. Scha... äh ... na, ein Glück aber auch. Ja, es fehlt wohl so etwas wie eine regionale Krimiliteratur, und dieses knifflige Problem soll nun mit einem Preis gelöst werden. Es wird also nach Manuskripten gefahndet, deren Handlung in Thüringen spielen soll. Da ist jetzt der geeignete Krimiautor aufgerufen, sich unschuldiges Blatt Papier zu greifen und darauf 150.000 bis 400.000 Zeichen zu hinterlassen, die die Sonderkom-

mission unter Leitung des Sutton-Verlages und der Buchhandlung Peterknecht dann auf Spuren, Hinweise und literarische Qualität untersuchen muß. Amtshilfe haben sie dafür angefordert vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels, dem Thüringer Literaturrat und der Zeitungsgruppe Thüringen. Dem Siegerbeitrag winkt Lösegeld in Höhe eines »marktüblichen Honorars«, eine Veröffentlichung im Sutton-Verlag, eine feierliche Präsentation auf der Buchmesse 2012 und Lesungen.

Eigenständige Recherche gehört zum Handwerk, doch ein erster Tipp sei von unserer Seite allen von Mordphantasien beglückten Autoren ganz unauffällig und in einem Nebensatz untergeschoben, wo dann so etwas steht, wie, daß es auch eine Homepage des Sutton-Verlags gibt, auf der sich die expliziten Teilnahmebedingungen finden, die man wirklich mal gründlich unter die Lupe nehmen sollte.

John Weide

» **www.sutton-belletristik.de/thueringer-krimipreis**

hörsch und hase.

Wer sich einmal auf den Weg in die Welt gemacht hat, der kehrt – abseits von Kurzbesuchen bei Mutti am Wochenende – selten wieder nach Hause zurück. Daß die Wege manchmal gar nicht so weit von zu Hause wegführen müssen, beweist die freie Autorin und Dozentin Ulrike Dreyheller. Die Dreißigjährige studierte Soziologie, Psychologie und Sprechwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und wohnt heute in Egstedt bei Erfurt. Aufgewachsen ist sie aber im kleinen Rockhausen, dem geographischen Mittelpunkt des Freistaates Thüringen. Weit gefehlt, wer nun denkt, in der 200-Einwohner-Gemeinde wäre nichts los. Denn gerade dort, zehn Kilometer südlich der Landeshauptstadt, organisiert die Radioautorin und Dozentin im Mai dieses Jahres den ersten Kinderhörspielplatz für alle Knirpse von sechs bis zwölf Jahren. Bis zum 30. April können sich alle Kinder mit einer eigenen Geschichte bewerben, denn unter dem Motto »Tach, Herr Hörsch« bietet dieses engagierte Projekt die Möglichkeit, Hörspiele für und mit Kindern zu entwickeln.

»Sprache ist der Schlüssel zu Kultur und Bildung, Sprache ist das Instrument für Phantasie und Kreativität«, so die Koordinatorin Ulrike Dreyheller. Um Kindern

diesen Schlüssel an die Hand zu geben, ihre Sprachfähigkeiten zu stärken und auch aktiv anzuwenden, soll das Projekt Raum bieten. Deswegen schreiben die bis zu fünfzehn Jungen und Mädchen das ganze Stück selbst, kreieren sowohl Charaktere als auch Handlung. Doch nicht nur das steht auf dem Programm: Die Kinder sprechen auch alle Rollen selbst ein und produzieren das Hörspiel wie die Großen, von denen sie natürlich tatkräftige und professionelle Unterstützung bekommen werden.

Am Nachmittag des letzten Workshoptages wird es zudem ein Hörspielfest geben, bei dem die Kinder ihre Arbeiten den Eltern und anderen Gästen präsentieren können. Alle Stücke erscheinen im folgenden Herbst auch auf CD, der beste Beitrag kann sich sogar Hoffnungen auf einen Preis beim Hörspielwettbewerb der ARD machen.

Und weil keiner, ob nun jung oder schon etwas älter, den ganzen Tag nur arbeiten kann, gibt es im und um das Bürgerhaus Rockhausen genügend Platz zum Toben und am Abend ein Lagerfeuer zum Grillen. Drei Tage mit zwei Übernachtungen, Verpflegung und einem Exemplar der CD kosten voraussichtlich 86 Euro pro Kind.

» www.hoerspielplatz.de

25% mehr inhalt.

»DERARTDERORT« ist ein Wortgeflecht mit reichlich Interpretationsmasse, gleichwohl ist es Titel eines Kunst- und Kulturprojektes in Gotha. Bereits in der fünften Auflage werden im Frühsommer dieses Jahres Orte für die Künste erschlossen, wird gewerblicher Leerstand der Gothaer Innenstadt zum Aktions- und Lebensraum für Kunstschaffende und Kunstinteressierte.

»25% mehr Inhalt« verspricht das Motto des 6wöchigen Kunstprojektes vom 11. Juni bis zum 22. Juli 2011. Es sucht die Gratwanderung und Auseinandersetzung in den Spannungsfeldern zwischen Kunst und Verkaufszahlen, Vision und Pragmatismus, Handlungsräumen und Gebäudeleerstand, Wirtschaftlichkeit und künstlerischer Bedeutung, Anspruch und Entertainment, Luxusartikel und Grundwert.

Das Ausstellungs-, Interaktions- und Veranstaltungsprojekt als Kulturraum mit Verfallsdatum soll hierzu thesenhafte, provokative Beiträge liefern. Die gerissenen Lücken in den Verkaufsflächenzahlen der Städte bieten Raum für künstlerische Aktion und Okkupation durch die Bürger. Leerstand wird in eine kulturelle, öffentliche Nutzung durch den Bürger überführt.

Okkupant der ersten Stunde ist der »art der stadt e.V.«, der, seit Jahren selbst ohne eigene Kultur- und Handlungsräume, das Prinzip der temporären Annexion von Räumen als künstlerische Überlebensstrategie entwickelt hat. Not wird zum Prinzip und ein Spiegel der Kulturraumsituation für soziokulturelle Initiativen und Projekte, speziell in Gotha – exemplarisch für ganz Thüringen.

»DERARTDERORT« bietet Werkstätten und Räume für aktive künstlerische Arbeit, Probierwerkstätten und Angebote für Interessierte, einen Kunstdiscount sowie Ausstellungs- und Veranstaltungsräume für Kunstschaffende und Besucher. Noch bis Mitte April können Initiativen, Künstler und junge Kreative aus Thüringen ihre Mitwirkung in den einzelnen Projektbereichen, ob Ausstellung, Workshops oder für Veranstaltungen, bekunden.

» [Kontakt: info@artderstadt.de](mailto:info@artderstadt.de)

junge literatur & lesebühnen.

- » **26.03.** 20:30 Uhr »... das ist eigentlich schon alles ...« – szenische Küchenlesung mit Jazzkommentar nach Daniil Charms, LUXUS (Haus zum rosa Bären), Erfurt, Johannesstraße 38
- » **31.03.** 19 Uhr, Lesung des Erfurter Autorenverbandes EFA, Predigerkeller, Erfurt, Meister-Eckehardt-Str. 1
- » **13.04.** 20:30 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Café DUCKDICH, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21
- » **14.04.** 21 Uhr, Lilou – Die Literaturlounge, Weimar, Galerie Eigenheim, Karl-Liebknecht-Straße 10
- » **14.04.** 20 Uhr, Detlef Heintze liest »Michael Kohlhaas« von Heinrich von Kleist, Erfurt, Justizzentrum, Rudolfstraße 46
- » **29.04.** 20 Uhr, Festival di Sanremö, HsD (Gewerkschaftshaus), Erfurt, Juri-Gagarin-Ring 150
- » **30.04.** 19 Uhr, Highslammer – Poetry Slam, Schotte, Erfurt, Schottenstr. 7
- » **12.05.** 21 Uhr, Lilou – Die Literaturlounge, Weimar, Galerie Eigenheim, Karl-Liebknecht-Straße 10
- » **15.05.** 20 Uhr, Lautschrift – Lesebühne, Jena, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3
- » **18.05.** 20:30 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Café DUCKDICH, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21
- » **12.06.** 20 Uhr, Lautschrift – Lesebühne, Jena, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3
- » **15.06.** 20:30 Uhr, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Café DUCKDICH, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21
- » **16.06.** 18 Uhr, Poetry Slam, Gera, Haus der Pioniere, Geschwister-Scholl-Straße 3
- » **23.06. bis 25.06.** 21 Uhr, TEXTIL – Festival der jungen Literatur in Thüringen, Erfurt, Salinenschule, Salinenstraße 141



musizieren kann ich immer noch.

Für die meisten Menschen hängt der Himmel leider viel zu selten voller Geigen. Lediglich Geigenbauerinnen und Geigenbauer kommen täglich in diesen Genuß. Auch wenn es vielleicht nicht der Himmel, sondern nur die Decke der eigenen Werkstatt ist. Geigenbauerin Ruth Ulrike Brückner baut und restauriert in ihrer Werkstatt seit 30 Jahren Streichinstrumente. Es ist eine kleine Werkstatt. Vorne am Fenster, das zur Straßenbahnhaltestelle »Lange Brücke« blickt, strömt ein kleiner Fluß Menschen in das Stadtzentrum, aber in der Werkstatt selbst herrscht eine gemütliche Ruhe. Drei Generationen Geigenbauer arbeiten in dem kleinen Raum. Wilhelm Brückner, der 1960 das Geschäft von seiner Mutter Elsa übernahm, Ruth Brückner, die vierte Generation, und als Lehrling ihr Sohn, der sich erst vor kurzem entschlossen hat, in den Familienbetrieb einzusteigen.

Frau Brückner, warum sind Sie Geigenbauerin geworden? Ich sehe mich in der Tradition der Familie. Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater übten diesen Beruf aus. Es war aber nicht von vornherein bestimmt, daß ich auch einsteige. Ich wollte erst etwas ganz anderes werden, überlegte mir dies dann aber sehr reiflich. Ich wollte Musik studieren, kam aber zu dem Schluß, daß ich lieber Streichinstrumente bauen möchte. Denn Musizieren kann ich immer noch nebenbei.

Ihr Beruf hat also eine lange Familientradition. Welchen Einfluß hatte ihr Vater auf ihre Berufswahl? Er hat mir das vollkommen freigestellt. Als ich den Wunsch äußerte, in diesen Beruf einzusteigen, war er zuerst nicht sehr begeistert. Damals gab es unter den Geigenbauern nur ganz, ganz wenige Frauen. In Deutschland vielleicht zwei oder drei. Aber dann unterstützte er mich und wir suchten gemeinsam nach einer Lehrstelle bei einem anderen Meister. Doch die staatlichen Stellen der DDR spielten damals nicht so ganz mit und daraufhin lernte ich dann bei meinem Vater. Das war vielleicht nicht ganz so ideal, aber auf der anderen Seite kann ich so in meiner Arbeit die Tradition fortführen.

Was hat sich in an dem Beruf des Geigenbauers seit der politischen Wende 1989 geändert? An der rein technischen-handwerklichen Arbeit hat sich nicht viel verändert. Aber bei der Lehre hat sich einiges getan. Anstatt zwei Jahre lernen die Lehrlinge heute drei Jahre. Es gibt eigene Schulen, zum Beispiel in Mittenwald und Klingenthal, die ausbilden. Der Lehrplan ist umfangreicher. Man lernt in zwei Jahren einfach nicht, eine komplette Geige richtig schön anzufertigen. Außerdem war dieser Handwerksberuf früher eher etwas für Exoten und heute kann jeder, der möchte, Geigenbauer lernen. Dann kommt noch dazu, daß in den letzten Jahren der Meisterzwang für unseren Beruf weggefallen ist. Das heißt, die Konkurrenz ist ziemlich gewachsen. Aber es ist wie überall: Am Ende setzt sich Qualität durch.

Können Sie sich noch daran erinnern, wann Sie das erste Mal eine Geige in ihren Händen gehalten haben? Also das war schon sehr, sehr früh, vielleicht so mit drei Jahren. Da gibt es sogar ein Foto, aber ich sah das Instrument wohl eher als ein Spielzeug an. Mit vier fing ich auch an, Geige zu lernen. Da hat mein Vater extra ein kleines Instrument für mich gebaut, eine sechzehntel Geige. Doch damals hatte ich noch gar keine Lust und meine Lehrerin war auch nicht so ideal für mich. Ich habe dann erst mit sieben angefangen, richtig zu lernen.

Wenn wir über Geigenbau sprechen, dann kommen wir um einen Namen nicht herum: Antonio Stradivari. Was ist dran am Mythos der Stradivari-Instrumente? Dazu muß man vielleicht am Anfang sagen, daß die alten Stradivari-Instrumente alle Barockinstrumente waren, die über die Jahrhunderte hinweg immer wieder umgebaut wurden. Die meisten Instrumente, die heute in den großen Konzertsälen gespielt werden, sind nicht mehr im Originalzustand. Die Stradivaris haben schon immer sehr, sehr gut geklungen und waren perfekt gearbeitet. Früher haben sie also etwas anders geklungen als heute.

Frau Brückner, abschließend die Frage: Was fasziniert Sie an diesem Beruf? Das sind der Spaß und die Freude am Umgang mit dem Material, mit dem Holz. Außerdem sieht man, was man mit seinen Händen macht. Das macht mir persönlich jedenfalls sehr viel Freude. Ich kann sehen, was ich bis zum Ende des Tages geschafft habe. Und wenn ich mir Mühe gebe – was ich natürlich meistens mache – dann entsteht ein sehr schönes Instrument. Wenn dieses nicht nur schön aussieht, sondern auch schön klingt und dem Musiker, der darauf spielt, Freude macht, dann ist das für mich ganz toll.

Vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Johannes Smettan



Foto: Paul Schöberl / Mundfunk

conditio-sine-qua-non.

Von Dr. Stefan Werner

Was für irrsinnig spannende Zeiten. An der europäischen Südflanke stürzt seit Monaten eine Diktatur nach der anderen ein, die 1. Bundesliga steht im wahren Sinne des Wortes Kopf und der deutsche Adel ist auf den Hund gekommen, wobei, und ich zitiere, »der Ball jetzt bei der Uni Bayreuth liegt«. Derweil ist der RWE seit Wochen bemüht, den Aufstieg in die 2. Bundesliga zu vermeiden.

Vielleicht hätten die RWE-Bosse besser einkaufen sollen. Etwa Ahmed Schafik, Omar Sulaiman, Hosni Mubarak, Samir Rifai, Zine El Abidine Ben Ali oder den Abwehrstar Gaddafi. Ich meine, wenn das nicht klingt: Sulaiman im Doppelpaßspiel mit Rifai, Rifai auf Schafik, Schafik mit der Hereingabe auf Reichwein und Tor, Tor, Tor – ein Wahnsinn. Aber so gut, wie das klingt, so teuer ist das auch. Schließlich spielen wir ja noch nicht in der 1. Bundesliga. Aber es gibt durchaus günstigere und weniger bekannte Typen, wie Gurbanguly Berdimuhamedov aus Turkmenistan oder Aleksandr Lukassenko aus Weißrußland. Die mußten ganz ohne europäischen und amerikanischen Leumund um ihren Stamplatz kämpfen. Als Oberligastürmer kommst du halt zu wenig Ruhm, weil dein Verein schlicht zu winzig und ökonomisch zu uninteressant ist. Da gibt's nur »Kellerkuchen« statt »Lachscarpaccio mit Safransoße – Olé« (Elsterglanz).

Da sieht es an der Südflanke schon anders aus. Da hat Deutschland nach den USA und Rußland in den letzten Jahren derart gut an den Waffenexporten verdient, daß man sich schonmal Sorgen auf der Einnahmenseite machen darf. Hinzu kommt, daß unser bisheriges und etwas zu eifriges Engagement uns als ehrlichen Makler für den europäischen Exportschlager Demokratie gegenüber den Opfern unserer »Freunde« nicht gerade geeignet erscheinen läßt. Ich zitiere an dieser Stelle Guido Westerwelle: »Wir stehen als Demokraten an der Seite von Demokraten«, während die Carl-Zeiss-Optik das Zielen auf Demonstranten erleichtert. Nun gut, jetzt bekommt die arabische Welt halt ein bißchen von dem, wofür sich bei uns kaum noch jemand interessiert. So wie Rot-Weiß Erfurt ein bißchen Tribüne des alten Offenbacher Stadions bekommt. Ja richtig, Erfurt bastelt sich ein Stadion. Bleibt zu hoffen, daß der Bastelbogen

auch ein paar richtige Toiletten vorsieht. Wichtig ist nur, daß bei so einem Patchworkstadion die Verantwortlichen nicht die Quellenangaben vergessen, sonst ist so 'ne Tribüne auch schnell wieder weg.

Doch so wie der Absturz unseres politischen Shootingstars und Verteidigungsministers, und ich zitiere den Bayrischen Rundfunk, »bereits den Wiederaufstieg in sich trägt«, wird es auch wieder neue Diktaturen geben. Schließlich müssen wir im Zuge der anstehenden Bundeswehrreform recht viele freiwerdende Waffen verhöckern. Und auch der RWE wird am Ende aus seinen Niederlagen ungeahnte Kräfte ziehen.

P.S.: Als ich am Wochenende die Fragmente aus der Abseitsfalle mit über 3000 Zeichen, die neben meiner beruflichen Tätigkeit sowie meinen familiären Verpflichtungen in den letzten Monaten in mühevoller Kleinstarbeit entstanden sind, noch einmal gelesen habe, mußte ich feststellen, daß ich doch an der einen oder anderen Stelle, ich betone, an der einen oder anderen Stelle, wohl den Überblick verloren und gravierende Fehler gemacht habe. Darüber bin ich selbst am unglücklichsten. Ich betone aber auch, daß ich diese Fehler zu keiner Zeit, ich wiederhole: zu keiner Zeit, bewußt und in voller Absicht begangen habe. Trotzdem und das gebietet der Anstand, werde ich meine Konsequenzen daraus ziehen und den Dokortitel bis auf weiteres nicht mehr führen.

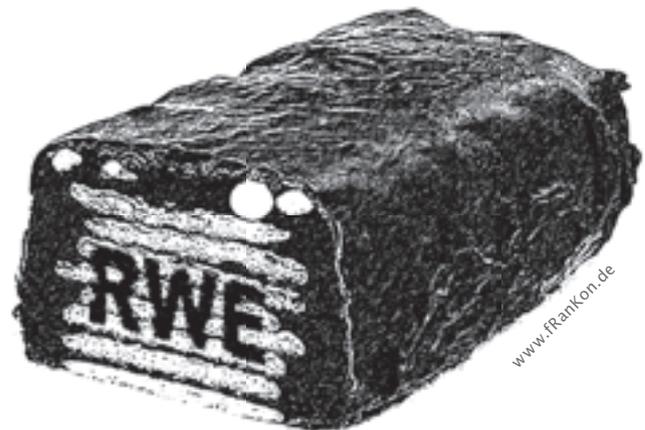




Foto: Franziska Barth

15 mann und eine technoparty.

hEFt stellt in loser Folge eine thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt-Weimar-Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Dieses Mal fuhren wir an die sächsische Grenze, nach Greiz – einer Stadt im Aufbruch nach der langen Nachwende-Depression und Heimat des aktuellen Thüringer Kulturpreisträgers. Christian Tischner vom Greizer Theaterherbst und Peter Schmidt vom Kulturzentrum Alte Papierfabrik standen uns Rede und Antwort.

Greiz ist außerhalb von Greiz weitgehend unbekannt. Nichtsdestotrotz hat Michael Rudolf Anfang der 1990er Jahre in einem Text vor Greiz gewarnt und gesagt, es sei ob seiner ungeheuren Harmlosigkeit so kreuzgefährlich und ein Symbol für deutschen Kleingeist. Möchtet ihr da widersprechen?

Christian Tischner: Ja, denn ich denke nicht, daß der Begriff Kleingeist passend ist. Es gibt viele Greizer Geister, die sich für die Kultur engagieren, sei es im Musik- und im Theaterbereich oder im künstlerischen Bereich, aber auch die Museen, die mit ihrem immer größer werdenden Repertoire an Ausstellungen eine Vielfalt an Kultur auf einem relativ begrenzten Stadt-raum bieten. Und es ist schon schade, daß das von außen nicht immer so wahrgenommen wird.

Peter Schmidt: Aber es gibt schon dieses »Greizer machen für Greizer Kunst«. Selten wird, mit Ausnahme des Greizer Theaterherbstes vielleicht, darauf hingearbeitet, Leute von außen zu holen und für die Stadt

zu begeistern. Man hat immer den Eindruck, wir machen das für uns, und da nehme ich uns als Papierfabrik auch nicht aus. Aber wir bemühen uns seit Jahren das grundlegend zu ändern, meistens klappt es auch.

Thüringen ist wie kaum ein anderes Bundesland geprägt durch eine jahrhundertlange Kleinstaaterei. Greiz ist ehemalige Residenzstadt. Wirkt sich das auf das kulturelle Klima aus?

Tischner: Beim Theaterherbst kommt in der Regel alle zwei Jahre ein neuer künstlerischer Leiter von außerhalb hierher. Und der läßt sich erst einmal auf die Stadt ein und entwickelt Ideen, wo etwas stattfinden könnte. Wir als Vorstand gehen dann auf die Stadt zu. Und da unterstützt uns die Stadt sehr, um uns den Raum, über den sie verfügt, zur Verfügung zu stellen. So können wir auch die gerade eröffnete Vogtlandhalle für unsere Projekte nutzen. Es gibt also in der Stadt schon das Bewußtsein, daß die Kultur eine wichtige Säule ist.

Wie sieht es mit der Unterstützung seitens der Stadt für nichtetablierte Kulturprojekte aus?

Schmidt: Am Anfang war es für uns sehr schwer. Als wir 2005 unser erstes Open Air machen wollten, haben wir nach vielen Anläufen eine Genehmigung bis 24 Uhr bekommen. Aber wir waren daran auch nicht ganz unschuldig, denn unsere ersten Partys davor waren laut und lang. Mittlerweile können wir das Open Air an zwei Tagen bis 1 Uhr machen. Projektförderung gibt es von der Stadt schon, da wir uns aber derzeit vor allem auf die bauliche Instandsetzung der Papierfabrik konzentrieren, ist das gerade kein Thema.

Tischner: Im Kultur- und Sozialausschuß der Stadt werden diese selbstorganisierten Initiativen schon unterstützt. Natürlich muß auch eine gewisse Substanz dahinter sein.

Welche kulturellen Initiativen und Projekte gibt es neben der Papierfabrik und dem Theaterherbst?

Schmidt: Ich glaube, wir sind die Stadt mit den meisten soziokulturellen Initiativen auf die Einwohner gerechnet (*lacht*). Es gibt den Verein the.aRter, der derzeit ein soziokulturelles Objekt ausbaut und im Theaterbereich Projekte macht. Mit ihnen haben wir Projekte, wie die »Milchbar« gemacht.

Tischner: Im August findet die Kulturnacht statt, bei der die städtischen Einrichtungen und viele Vereine und Initiativen mitwirken. Das wird vom Publikum sehr gut angenommen. Viele Greizer Kulturinteressierte besuchen nicht nur die Veranstaltungen, sondern engagieren sich in Förderkreisen, wie dem für das Sommerpalais oder das Obere Schloß, und organisieren für ihre Einrichtungen Kulturveranstaltungen. Aus dem Theaterherbst heraus haben sich noch eine Reihe von freien Theatergruppen gebildet. Nico Dietrich, der aktuelle künstlerische Leiter, versucht anlässlich des zwanzigsten Jubiläums, vielen der Gruppen einen Platz im Festival des diesjährigen Theaterherbstes zu geben.

»Greiz hat Reiz« hieß das Motto zum Thüringentag 2009. Was macht für euch den Reiz von Greiz aus? Warum bleibt ihr hier?

Schmidt: Ich bin hier stark verwurzelt. Zwar war ich auch schon einmal längere Zeit weg, aber ich bin zurückgekommen. Und mit der Papierfabrik hat diese Heimatverbundenheit sich noch gefestigt. Ich mag es, wenn jeder jeden kennt.

Tischner: Ich bin Vogtländer, meine Familie kommt aus der Gegend. Ich mag die Region und die Landschaft, aber auch das etwas Ruppig-Ehrliche der Greizer.

Andererseits hat die Stadt in den letzten 20 Jahren mehr als ein Drittel ihrer Einwohner verloren. Wie kommt eine Stadt damit klar?

Tischner: In den 1990er Jahren gab es schon eine gewisse Depression. Das war ja auch mit ein Anlaß, den Theaterherbst ins Leben zu rufen. Viele sind damals weggegangen, weil die Perspektive nicht mehr da war, die großen Textil- und Papierfabriken haben dichtgemacht. Und die politischen Entscheidungsträger hatten sich zerstritten und vielleicht auch versäumt, mit den Unternehmen zu reden, die früher hier ihre Fabriken und Gewerbe führten. In Zeulenroda haben sie es damals geschafft, daß die Bauerfeind AG ihren Hauptsitz wieder nach Zeulenroda verlegt hat.

Schmidt: Das sind ja dann auch die Leute, die die Kultur beleben und unterstützen können.

Christian, der Greizer Theaterherbst hat im letzten Jahr den Thüringer Kulturpreis erhalten, kannst du das Konzept kurz erläutern?

Tischner: Beim Greizer Theaterherbst, der gerade sein 20jähriges Bestehen feiert, werden professionelle Theatermacher, Regisseure, Grafiker, Maler, Musiker und Journalisten mit interessierten Laien zusammengeführt. In Werkstätten werden dann gemeinsam Theaterstücke erarbeitet und andere künstlerische Ausdrucksformen prak-



Foto: Franziska Barth

tiziert – bis hin zur Öffentlichkeitsarbeit. Die Ergebnisse werden, neben anderen Theatergastspielen, auf dem Festival, das jährlich im September stattfindet, präsentiert. Neben diesen befristeten Werkstätten gibt es auch zwei permanente Werkstätten im Bereich Percussion und Theater. Es gibt einen künstlerischen Leiter, der in der Regel für zwei Jahre hier ist und der von außerhalb kommt und aus seinem Umfeld auch die Werkstattleiter mitbringt. Das bringt dem Projekt und der Stadt neue Impulse. Dazu gehört auch noch das Jazzwerk, das jährlich im Mai ein einwöchiges Jazz-Festival bietet. Das alles wird getragen von einem Verein mit etwa 70 Mitgliedern.

Peter, du engagierst dich im Verein »Alte Papierfabrik«, bist aktiv im Vorstand. Kannst du den Verein und die Arbeit des Vereins kurz beschreiben?

Schmidt: Die Papierfabrik ist wohl der Prototyp einer soziokulturellen Initiative: wir waren 15 Mann und wollten eine Technoparty machen. Erst danach ist der Verein entstanden, eher aus der Not heraus. Das Gelände war damals noch in privatem Besitz. Dann wurde eine neue Straße geplant, das Gelände wurde samt Bebauung an die Stadt verkauft und sollte platt gemacht werden. Das war wirklich so, der Bürgermeister war da, wir standen auf dem Hof und er meinte: »Das puffen wir weg, das puffen wir weg und das puffen weg.« Daraufhin haben wir ganz schnell den Verein geründet und gesagt: »Hier wird gar nichts weggepufft!« Das war 2004 und das hat auch ganz gut geklappt. Der kulturelle Aspekt kam dann verstärkt erst ein Jahr später dazu. Angefangen hat das dann mit dem Open Air. Inzwischen gibt es einen Bandcontest, ein Fotolabor und Proberäume für Bands. Im April wird nach fünfjähriger Bauzeit unsere Kulturgarage endlich soweit sein, daß dort Veranstaltungen stattfinden dürfen. Das war bisher immer das Problem, daß wir in den Gebäuden selber keine Veranstaltungen genehmigt bekamen.

Das heißt, ihr habt bisher im wesentlichen gebaut?

Schmidt: Ja, wir haben fast nur gebaut. Das Bauen frißt enorm viel Zeit. Seit zehn Jahren treffen wir uns jeden Samstag hier von 10 bis 18 Uhr zum Bauen. Es gibt auch ein paar Verrückte, die noch unter der Woche hierher kommen.

Seit zehn Jahren jeden Samstag? Klingt ein bißchen nach einem Lebenswerk.

Schmidt: Das ist ein Lebenswerk, zumindest sehe ich das so. Auch wenn wir da am Anfang natürlich anders ran gegangen sind und gesagt haben: Dieses Jahr machen wir das, nächstes Jahr das und übernächstes Jahr das. Wir sind aber immer noch bei den ganz elementaren Dingen, da muß erstmal überall ein Dach drauf sein, dann müssen überall neue Fenster drin sein, dann machen wir im Keller noch was. Und dann können wir die Wand weiß anstreichen. Wir hatten auf dem Gelände, hinter dem Haus und auch im Keller 130 Tonnen Altgummi,



eine Hinterlassenschaft von einer Firma, die hier Gummimatten produziert hat. Das war immer ein Problem, wir haben nie eine Genehmigung bekommen. Da hieß es dann immer, so lange der Haufen da liegt: »Das ist eine Brandlast, da könnt ihr hier nichts machen.« Der Haufen hatte eine Entsorgungssumme von 20.000 Euro. Letztes Jahr hat die Stadt über Fördermittel die Zwanzigtausend locker gemacht und wir haben das Zeug in Container geschmissen. Das hat dann auch ein Vierteljahr gedauert, das darf man auch nicht vergessen.

Da bleibt dann wenig Zeit für die Kultur ...

Schmidt: Für uns ist das immer wieder schwierig abzuwägen: Machen wir jetzt erst mal wieder Kultur oder Bauen wir weiter? Wir können zwar Projekte, wie das sehr erfolgreiche Fotoprojekt in der Milchbar, stemmen, andererseits heißt das, daß wir weniger Zeit zum Bauen haben. Und das Problem daran ist, daß uns die Bude hier echt unterm Arsch wegfault. Aktuell verhandeln wir deshalb ja auch mit dem Greizer Theaterherbst, daß wir uns praktisch das Gebäude hier oben teilen. Das wäre im Prinzip schon in unserem Interesse, da wir ja genau für diesen Zweck das Gebäude sanieren.

Tischner: Für uns vom Greizer Theaterherbst ist die Frage natürlich ziemlich einfach zu beantworten: Kultur oder Bauen? Wir sagen Kultur und haben auch gar nicht die Ressourcen, da mit anzupacken. Insofern wäre das schön, wenn wir zusammen kämen.

Wie finanziert ihr denn den ganzen Um- und Ausbau? Das muß doch ungeheure Summen verschlingen.

Schmidt: Das werden wir oft gefragt, aber das ist gar nicht so schwierig, da wir alles selbst machen. Wir haben das Glück, daß wir die entsprechenden Leute im Verein haben. Und wenn wir mal etwas nicht wissen, dann gehen wir zu einer Firma und sagen: »Zeigt uns mal, wie das geht.« Zudem haben wir regelmäßige Mieteinnahmen durch die Bands, die hier proben. Das sind keine großen Summen, aber es bleibt trotzdem jeden Monat was hängen. Von der Stadt bekommen wir das Gelände fast mietfrei überlassen, sind aber auch komplett dafür verantwortlich. Das heißt, wir zahlen die Grundsteuer, die Gebäudeversicherung usw.

Was treibt dich an, daß du dich seit so vielen Jahren hier engagierst?

Schmidt: Ich wohne von hier aus zwei Kilometer Luftlinie hinter dem Berg. Von dort aus kann ich über einen Waldweg direkt hierher laufen und komme unten an der Ecke vor der Papierfabrik raus. Und wenn ich dann da stehe am Abend und sehe hier fünf Fenster, in denen Licht brennt, und sehe, daß das Gebäude noch da ist, dann weiß ich, wofür ich das mache.

Beschäftigt ihr euch im Verein auch mit Industriegeschichte? Industriegeschichtlich ist das doch sicher ein interessantes Objekt.

Schmidt: Ja, das ist enorm wichtig. Und das merken wir auch immer wieder zu unserem Tag der offenen Tür, wenn ehemalige Papiermacher da sind, die in der Fabrik gearbeitet haben. Es gibt in Greiz noch nichts darüber. Zur Textilgeschichte gibt es einiges, aber nicht zur Papiermacherei. Industriegeschichte ist also ein wichtiges Standbein unseres Vereins und das steht auch in unserer Satzung. Wir haben inzwischen eine beträchtliche Sammlung an historischem Material zusammen, zum Teil haben wir das hier vorgefunden, zum Teil bringen uns das die Leute auch vorbei. Aber da fehlt uns noch die Person, die das aufarbeitet.

Was ist denn die Perspektive? Wo siehst du den Verein in fünf oder zehn Jahren?

Schmidt: Ein Stückweit lassen wir das auf uns zukommen, das muß auch so sein. Aber ich sehe die Papierfabrik schon als eine soziokulturelle Alternative zur Vogtlandhalle.

Eine abschließende Frage: Was wünscht ihr euch kulturell für Greiz?

Tischner: Ich wünsche mir eine Stadt, die Ideen entwickelt, in der es weniger Bedenkenträger gibt, wenn da eine neue Idee auftaucht. Ich wünsche mir ein bißchen mehr Mut, neue Wege zu gehen, und vor allem auch das, was da ist, zu erkennen, weiter auszubauen und zu nutzen. Insgesamt, denke ich, hat Greiz einen guten Weg vor sich, wenn es seine Potentiale erkennt. Man darf natürlich auch nicht Größenwahnig werden. Die Greizer sind schon ein sehr stolzes Volk. Wir waren einst das kleinste Fürstentum im

Deutschen Kaiserreich und konnten unsere Souveränität im Wiener Kongreß bewahren. Das Fürstenhaus pflegte eine gute Nähe zu seinem Volk, was in einer Kleinstadt wohl auch zwangsläufig ist. Vielleicht ist so kultureller Stolz und regionaler Zusammenhalt auch über die vielen Jahrzehnte in Greiz bewahrt geblieben. Dennoch denke ich auch: Wir dürfen den Stab nicht zu hoch hängen und müssen realistisch bleiben. Wir müssen auf die Menschen setzen. Es gibt genügend Leute, die Ideen haben, und denen muß man Raum geben, auch als Stadt.

Schmidt: Ich denke, das ist noch ein langer Weg, und ich hoffe, daß ich das alles noch erlebe. Es ist einiges möglich. Und solche Sachen, wie wir sie hier machen, sind ein Schritt in die richtige Richtung. Und die Stadt kann und muß dabei unterstützen.

Vielen Dank für das Gespräch!

Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

» www.theaterherbst.de

» www.altepapierfabrik-greiz.de



Peter Schmidt ist Vorsitzender des Kulturzentrums »Alte Papierfabrik Greiz e.V.«



Christian Tischner ist 2. Stellvertreter des »Greizer Theaterherbst e.V.« und Vorsitzender des Kultur- und Tourismusausschusses der Stadt Greiz



alltag als künstlerische kompetenz.

Gesucht: Experimentalplattform für neugierige Rebellen im ländlichen Raum.

Gefunden: Alte Papierfabrik Greiz e.V.

Ich wurde gerade 18 Jahre alt, stand kurz vor dem Abitur, lebhungrig, umtriebig, besessen von Theater, Malerei, Literatur und schöngestigen Träumereien. Gleichzeitig war ich jedoch vollkommen orientierungslos in Bezug auf ein mögliches Studienfach oder eine andere Ausbildungsform, aber voll bis zum Hals mit idealisierten Vorstellungen von subversiven Revolutionstendenzen gegen die kleingeistige Greizer Moralingesellschaft. Ich suchte nach etwas Großem, nicht klar Konturiertem, weil unbekanntem, nach einer schöpferischen Aufgabe, irgendetwas, um mir selbst näher zu kommen, irgendetwas, was mich abhebt vom Rest der grauen Masse. Und ohne es recht zu merken, fand ich mich wieder in meiner ersten ernsthaften Beziehung zu einem Mann, aus der dann wenig später, die große Liebe zur Alten Papierfabrik Greiz wuchs, der Ort, der meinen jetzigen Lebensweg nachhaltig formte und beeinflusste und immer noch mitschwingt, auch wenn ich, des Studierens wegen, der Ostheimat den Rücken kehrte.

Der besagte erste Mann zeigte mir voller Stolz das Objekt und sprach vom Traum, diesen Ort kulturell zu beleben, mit Musik und Künstlern und einem eigenen Café. Ich war sofort affiziert und mit größter Begeisterung stieg ich ins Gemeinsame-Luftschlösser-Bauen ein, und schließlich nahmen die Vorstellungen auch haptische Gestalt an. Mit den neuen Schätzen an meiner Seite verging mir erst einmal jede Lust, meiner Heimatstadt den Rücken zu kehren. Also begann ich ein freiwilliges kulturelles Jahr in der Greizer Bibliothek und sagte der kleinstädtischen Einheitstristesse den kulturellen Kampf an.

2004 gründeten wir aus der lose formierten Jugendgruppe einen Kulturverein. Eine Kampfeinheit, das Papierfabrikgelände fungierte hierbei gleichzeitig als Kreativlabor, als Truppenstützpunkt und Geheimversteck für nächtlich-visionäre Spinnereien.

Der Plan war klar. Wir wollten diesen Ort mit Kunst und Kultur beleben und ein Anlaufpunkt werden für Greizer Jugendliche, die Spaß daran haben, Verantwortung zu übernehmen, sich künstlerisch und handwerklich auszuprobieren und großwahnstinnig genug sind, daran zu glauben, neue Strukturen in die eingefahrene Lebenswelt der Greizer Bevölkerung zu schlagen.

Und so arbeiteten wir unermüdlich jeden Samstag zwischen 10 und 20 Uhr, oft auch unter der Woche. Vie-

le nutzten ihren Urlaub, um Dächer zu decken, Rohre zu verlegen und den Zustand des maroden Gebäudekomplexes nachhaltig zu verbessern. Ich nutzte jede freie Minute dazu, um großformatige Bilder zu malen, Fotografien im selbstgebauten Fotolabor zu entwickeln und mir innovative Workshopformate und Ausstellungen auf dem Gelände auszudenken.

Durch das einmal im Jahr stattfindende Open-Air-Konzert, die Tage der offenen Tür, die zum kulturellen Austausch der Generationen dienen und offenen Austausch zwischen den ehemaligen Papierfabrikmitarbeitern und den Jugendlichen generieren, sowie permanenter Präsenz in der lokalen Presse gewann der Verein unter der Greizer Bevölkerung stetig an Aufmerksamkeit. Anfängliches Mißtrauen (eine scheinbare Grundeigenschaft der hiesigen Bevölkerung) wurde durch unsere offene Progressivität schnell durch Neugier ersetzt. Ein großartiges Gefühl war das, immer wieder auf Anerkennung und Bewunderung zu stoßen und vor allem ein gewisses Interesse bei den Mitbürgern geweckt zu haben.

Mittlerweile hatte auch ich mich von Greiz verabschiedet, um seit 2006 in Hildesheim Theater/Literatur/Medien, Fotografie, Psychologie und Kulturmanagement zu studieren; natürlich immer mit dem klaren Ziel vor Augen, möglichst viel neues, innovatives und brauchbares Kulturgut aufzusaugen und postwendend nach Greiz zu tragen.

Ein hochgestecktes Ziel, welches relativ bald auf Hemmnisse stieß, weil ich in meiner grenzenlosen Schaffenslust das künstlerische Vorstellungsvermögen der Greizer stark strapazierte. Meine Vorstellung, innovative künstlerische Formate einem stark konservativen und fest formierten Publikum unvermittelt zu präsentieren, erscheint in diesem Moment infam.

Also war klar, es müsse subtiler geschehen. Zwischen 2008 und 2009 inszenierte ich mit dem Verein ein großangelegtes Fotoprojekt mit Greizer Jugendlichen, die sich analog und digital mit dem vielschichtigen Thema »Heimat« auseinandersetzten. Das Projekt wurde regional und darüber hinaus zu einem großen Erfolg. Das Prinzip war ganz simpel, aber einleuchtend. Künstlerische Auseinandersetzung kann dann funktionieren, wenn der Künstler und auch der Rezipient das Gefühl haben, daß die Arbeit, die produziert und betrachtet wird, etwas mit ihm zu tun hat. Ganz wichtig also sind Identi-

fikationspunkte. Was zeichnet Greiz als Heimatort aus? Was macht ihn unverwechselbar? Welche Erinnerungen verbergen sich hinter Orten, Personen, Gegenständen oder Geräuschen? Der Blick für Kleinstteiliges wurde geschärft und weckte in den Teilnehmern große Neugier, den Ort, von dem sie meinten, ihn schon vollkommen zu kennen, mit komplett anderen Augen zu betrachten und mit Hilfe postmoderner Visualisierungsmedien zu dekonstruieren, zu adaptieren und neu zu vernetzen.

Dieses Projekt war für mich ein Lebensmeilenstein. Zum einen, weil mir klar wurde, daß Kunst machen nicht bedeutet, auf Biegen und Brechen zu versuchen, Menschen mit großstadtgängigen Kulturformaten zu drangsalieren, sondern, daß das beste Ausgangsmaterial schon direkt vor Ort ist und das jeweilige Medium, mit dem der Künstler arbeitet, dazu dient, die Wahrnehmung vom Alltäglichen zu verrücken und aus schon vorhandenem Material, Neues, Innovatives zu schaffen. Die Alte Papierfabrik, die in ihren Strukturen große Offenheit vermittelt, dient in diesem Rahmen als Experimentallabor für neugierige Seelen wie mich. Der Verein gibt mir ein sicheres, materielles Format, aus dem heraus ich in der Lage bin, künstlerische Strategien aus-

zuprobieren. Eine bessere und sinnvollere praktische Umsetzung der theoretischen Studieninhalte in Kombination mit den eigenen, größtenwahnsinnigen künstlerischen Ideen vermag es kaum zu geben.

Um es mit den einfachsten Worten zu sagen: Der Verein stellt eine Unfertigungsplattform dar, ein marodes Gebäude mit riesigem Gelände, wo es an allen Ecken und Enden Baustellen, sowohl auf handwerklicher, als auch künstlerischer Ebene gibt. Alles ist im Dauerentstehungsprozeß, mit der Tendenz, niemals etwas völlig Fertiges sein zu wollen oder sein zu müssen. Wir suchen junge Menschen, die neugierig sind, eigenes zu erschaffen und sich auszuprobieren. Der feste Kern an Mitgliedern fungiert als Kompetenzvermittler in den einzelnen baulichen und künstlerischen Kategorien. Das, was letztendlich dort entsteht, ist jedoch niemals vorher festgelegt, sondern entsteht auch immer im Moment mit den agierenden Personen. Ein Konzept, das, weil es auf Freiwilligkeit, Eigeninitiative und Neugier basiert, nicht immer ganz unproblematisch ist, aber letzten Endes einen enormen Mehrwert für den Einzelnen und die Gruppe hat.

Franziska Barth



Foto: Katrin Regner

Endlich ist es so weit. Unser aller Liebling (nach K.T. z. Guttenberg) wird unsere schöne Landeshauptstadt besuchen. Und wie es sich gehört, wird er für ein paar ewig gestrige in Form einer Rede seinem Gott Dienst tun. Doch was soll er sagen, weiß er überhaupt um die Sorgen der Katholischen Minderheit (7,8 %) in Thüringen? Kann er überhaupt noch leserlich schreiben? Und die kleinen Fußnoten erkennen? Wir sind uns da nicht sicher und wollen helfen: Wir suchen den (heiligen) Ghostwriter unter dem Motto:

Hope for the Pope

Wer Interesse hat, dem älteren Stellvertreter etwas unter die Arme zu greifen, braucht sich keine großen Sorgen zu machen. Denn als Literatur benötigt man ja sowieso nur „Das Buch“, aus welchem schon immer das zitiert wird, was man gerade braucht. Denn es ist das Wort Gottes! Und das stimmt!

Also, die Feder gespitzt und nach Antworten auf die vielen Probleme der hiesigen Menschen gesucht. Natürlich könnt Ihr auch schreiben, was Euch auf der Seele brennt. Aus den schönsten Bibelzitat (bitte Quelle angeben) basteln wir uns dann eine tolle Rede, welche im Herbst live auf dem Domplatz mit tollem Rahmenprogramm von „Ratze“ performt wird.

Ventil e.V. war fleißig und hat schon ein paar Antworten auf einige brennende Fragen unserer Leser im Buch der Bücher gefunden:

Frage: Unser Sohn hört nicht auf uns, ist frech und macht den Abwasch nicht - was sollen wir tun? (Fam. Eisenbein aus Hochheim)

Antwort (Bibel): *„Wenn jemand einen widerspenstigen und ungehorsamen Sohn hat, der der Stimme seines Vaters und seiner Mutter nicht gehorcht und auch, wenn sie ihn züchtigen, ihnen nicht gehorchen will, so sollen ihn Vater und Mutter ergreifen und zu den Ältesten der Stadt führen und zu dem Tor des Ortes und zu den Ältesten der Stadt sagen: Dieser unser Sohn ist widerspenstig und ungehorsam und gehorcht unserer Stimme nicht und ist ein Prasser und Trunkenbold. So sollen ihn steinigen alle Leute seiner Stadt, dass er sterbe, ...“*

(5. Mose 21,18-21)

Frage: Meine Frau sagt, sie darf mit entscheiden, was am Samstag abend geguckt wird - stimmt das?

(Herr R. T. Ell aus Bleicherode)

Antwort (Bibel): *»Ordnet euch einander unter in der Furcht Christi, die Frauen den eigenen Männern als dem Herrn! Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch der Christus das Haupt der Gemeinde ist, er als des Leibes Heiland. Wie nun die Gemeinde sich dem Christus unterordnet, so auch die Frauen den Männern in allem.«* (Eph 5:21-24)

Frage: Wie entsteht ein Tsunami? (anonym)

Antwort (Bibel): *»Und ein starker Engel hob einen großen Stein auf wie einen Mühlstein, warf ihn ins Meer und sprach: Also wird mit einem Sturm verworfen die große Stadt Babylon und nicht mehr gefunden werden.«* (Neues Testament, Offenbarung 018 Vers:021)

Frage: Ich bin Langzeitarbeitsloser, habe 400 000€ Schulden und schwere Diabetes. Wie soll es nur weitergehen? (Herr Salz aus Erfurt)

Antwort (Bibel): *»Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt haßt, der wird's erhalten zum ewigen Leben.«* (Neues Testament, Johannes 012 Vers:025, 034)

Frage: Warum gibt es Selbstmordattentäter?

(Jeniffer aus Marbach)

Antwort (Bibel): *»Denn wer sein Leben will behalten, der wird's verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangeliums willen, der wird's behalten.«* (Neues Testament, Markus 008 Vers: 035)

Alle weiteren Eingebungen bitte sofort senden an:

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau
Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt



soziale spiegel aus glasfaserkabel.

Kaum jemand kann von sich sagen, daß er ohne Netz lebt. Und Netzwerken im Web 2.0 ist für manche wie Atmen. Wie wichtig das virtuelle Leben ist, erfährt man zum Beispiel, wenn man zwei pubertierende Mädchen in der Straßenbahn belauscht:

»Ey, hast du echt mit dem Schluß gemacht, Alte?«

»Isch hab den sogar aus meiner Freundesliste entfernt!«

»Boah, kraß!«

In Online-Kontaktnetzwerken werden Nachrichten und Gästebuchgeplänkel ausgetauscht. Noch vor ein paar Jahren fragte man Menschen, die man sympathisch fand, nach der Telefonnummer. Heute gibt man ihre Namen in der Suchmaske von studiVZ, Myspace oder Facebook ein. Nicht selten kommt es zu fiesen Überraschungen. Die Dame, die man bei einem kurzen Stelldichein auf der hEft-reliest als interessante Lesemaus kennengelernt hatte, stellt auf ihrem studiVZ-Profil plötzlich die Frage, was denn überhaupt Bücher seien. Dahinter ein »lol«. Scrollt man nach unten, erscheinen Gruppen, in denen jeder Mitglied werden darf. Ursprünglich als Studiengruppen gedacht, gibt es im VZ mittlerweile über eine Million davon. Durch bloßes Beschreiben, also durch die Gruppennamen, werden Vorlieben, Abneigungen, Musikgeschmack, Hobbys, Partnerschaften und Lebensstil präsentiert. Auch kann jeder kreativ werden und solch eine Gruppe gründen. Insgesamt darf man in 120 Gruppen angemeldet sein, viel Spielraum also. Beim besagten Exemplar zum Beispiel erfährt man so, daß die Dame eine super Schauspielerin zu sein scheint. Denn die Gruppennamen bringen ihr Übriges: Bei »sexuellen Zweideutigkeiten« ist sie »ganz vorn mit dabei«. Zudem hat sie »Sex nur an Tagen, die mit G enden – und mittwochs«. Auf der anderen Seite gibt sie dann aber auch zu: »Am Wochenende sitze ich oft allein zu Hause und zähle meine Arme.«

Warum machen Menschen das? Eskapismus? Schizophrenie? Plötzlich ist sie Teil einer abgeschmackten Masse: Sie hört in ihrer Freizeit »Schranz« und »Minimal«, weiß nicht, was Bücher sind, ihr Lieblingsfilm heißt »Crank« und man hockt vor dem Bildschirm und fragt sich, ob sie wirklich so ein Idiot ist oder man selbst auf der hEft-reliest zu betrunken war.

Nachdem man zweimal tief durchatmet und sich sagt: »Ganz ruhig, ich bin ein Gänseblümchen«, beschleicht einen das Gefühl, etliche Nutzer dieser Plattformen geben sich noch schaler, als sie es ohnehin in der Realität tun. Sie hatten »in der Schule nur Singen und Klatschen« oder wissen: »Ich hab die Klausur nicht

verkackt – Ich bin im Recall«. Die meisten »kann der frühe Wurm mal«. Sie behaupten: »Scheiß Party, wenn ich meine Hose finde, geh ich heim«. Dann wundern sie sich, wenn sie »nach dem Wochenende von fremden Leuten begrüßt« werden? Sie wundern sich! Aha. Wenn sie »härter vorglühen als du Party machst!« Wenn sie auf »Lecken, Schlucken, Beißen stehen« und so ihre Leidenschaft für Tequila äußern. Wenn sie sich fragen: »Wie können die zwei Bier gestern 50 Euro gekostet haben?« Oder wenn sie sich beschweren: »Mensch, wart ihr besoffen! Ihr habt mich 3x fallen lassen«.

Viele Nutzer berichten aber nicht nur über ihr Nachtleben, sondern geben auch detaillierte Auskünfte über Größe und Umfang der Körperteile und lassen die Welt wissen: »Ihr wollt 90 60 90? Dann wollen wir 20 Zentimeter«. Auch kann man sich mit seinen handgeschossenen Fotos präsentieren – und zwar so, wie Gott einen schuf. Was sich dabei allerdings an mancher Stelle hervortut, entzieht sich leider unseren Möglichkeiten der Beschreibung. Neben »Aha. Ein Penis« kommt auch die Tierfreundlichkeit nicht zu kurz: »Ich hab 2 Möpfe und ne Muschi«.

Man möchte natürlich nicht moralisieren. Es wirkt von diesen Menschen aber wiederum sympathisch, wer zusätzlich zugibt: »Gehirn.exe hat ein Problem festgestellt und muß beendet werden.«

Daß Arbeitgeber und Headhunter mit Fake-Profilen, also unter falschen Namen, unterwegs sind und sich natürlich ein Bild über ihre zukünftigen Schützlinge machen, ist seit Jahren hinreichend bekannt. Und so grüßen auch einige Wissende » ... zum Schluß Herrn Schäuble« oder den Chef. Und daß die studi-VZ-Menschen nicht dumm sind und die aktivsten Profile und Gruppen jeden Tag rastern, um zu schauen, worum es darin geht, weiß auch jeder. Nein, es interessiert nicht die VZ-Macher, sondern deren Kunden: Werbeagenturen und Mediendienste, McKinsey und Vodafone sind hinter den Kontakten her, also den Freundeslisten. Kennen sich die meisten Personen innerhalb einer Liste untereinander, werden deren Interessen ausgewertet. Wer übrigens weniger Freunde in seinen

Listen hat, oder wer zwar einen großen Freundeskreis hat, welcher dafür weniger stabil erscheint, gilt nicht nur als arm (Netzwerkarmut), sondern läuft auch nicht Gefahr, in Abhängigkeiten des Anbieters und seiner Werbepartner zu geraten.

Behörden, wie das Bundeskriminalamt, hingegen haben wieder ganz andere Interessen an den Daten. Und das ist nicht weiter verwunderlich, tummeln sich doch sämtliche Abgründe gesellschaftlicher Randgruppen in den Netzwerken. Pornoqueens und Michael Ammers. Pädosexuelle und Ewiggestrige. Die Netzwerk-Moderatoren im größten Markt der Eitelkeiten, nämlich bei Facebook, kommen bei der Verfolgung von nationalsozialistischen, gewaltverherrlichenden und pornografischen Inhalten nicht mehr hinterher. Sie konzentrieren sich – ebenso wie VZ, Wer-kennt-wen und MySpace – lieber auf das Abklopfen der Marktsegmente. Und das ist auch zwingend notwendig. Haben doch drei finanzstarke Werbepartner pünktlich zur Premiere von »The Social Network«

ihre Verträge mit Facebook gekündigt, da ihre Werbebanner neben Hakenkreuzen auftauchten: Unter anderem die der Deutschen Telekom. Nach Aussagen des Verfassungsschutzes ist das Web 2.0 mittlerweile der Haupttreffpunkt der rechten Szene. Da steht nur zu hoffen, daß die Datenschützer nicht zu weit gehen mit ihren Forderungen und Stopp-Schildern. Bei Facebook zumindest werden alle Daten, die man jemals auf den Servern hinterläßt – Texte, Bilder, Kontaktdaten – für immer gespeichert, auch wenn man selbst das Profil löscht. Auf der anderen Seite bedeutet dies außerdem, daß alle privaten Daten jederzeit durch Werbekunden von Facebook Inc. verwertet werden dürfen. Aber wer liest schon die Nutzungsbedingungen? Und wozu sich aufregen bei über 180 Millionen Nutzern täglich? Bei einem offenbar stetig wachsenden Werbevolumen? Beim größten sozialen Netzwerk der Welt?! Lieber selbst ein Profil erstellen und gleich mit dem hEFt befreunden.

Ronny Ritze



freundinnen müßte man sein ...

Das hEFt, Facebook und Du.



dumme dämme stürzen als letzte.

Unruhe in Kairo, Krawalle in Bahrein, Bürgerkrieg in Lybien, Tsunami in Japan! Was nun? Jetzt wird endlich wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt! Wir, die Geier im Sturzflug ...
Von Paolo Fusi

Wie peinlich. Jahrzehntlang unterstützten wir Diktatoren in der arabischen Welt, um sicher zu gehen, daß wir zu guten Preisen sichere Öl- und Gaslieferungen bekommen. Gleichzeitig redeten wir von Freiheit und Selbstbestimmung. Ja, wir machten uns sogar lustig über diese kleinen, schmutzigen, dunkelhäutigen Nordafrikaner, die es einfach nicht gebacken kriegen, aus dem Reichtum ihres Bodens etwas zu schaffen: Wohlstand, Demokratie und Gleichberechtigung. Und wir verachteten sie alle, weil sie in ihrer Armut bis zu uns gepaddelt sind, um an unseren Straßenlaternen zu betteln, zu stehlen oder gegen eine müde Mark Windschutzscheiben zu wischen.

Was haben wir gepredigt, über die Notwendigkeit einer vernünftigen Ausbildung, wie oft haben wir unsere Techniker darunter geschickt, um diesen armen Trotteln zu helfen und sie zu trösten, denn sie waren alle so unbeholfen und so tollpatschig. Und erst die Entwicklungshilfe! Die Gelder, die wir verpraselt haben, um dort unserer eigenen Industrie zu meistens völlig überflüssigen Projekten zu verhelfen, so daß unsere Firmen blühten und die dort bluteten. So wie unsere Staatskasse. Denn erst durch unsere Steuergelder, wurden die deutschen, englischen, italienischen, spanischen, französischen und die anderen Unternehmen in die Lage versetzt, so ein Disaster in Afrika zu verursachen, wie es die Salini General Contractor Group, eine der größten Baufirmen Italiens, getan hat. Das Unternehmen steckte in einer Krise und ihm wurde von der EU geholfen. Sie durfte ein milliardenschweres (über-subventioniertes) Projekt umsetzen und bekam den Auftrag, einen gigantischen Damm in Äthiopien zu bauen – in einer Gegend, wo kein Wasser fließt, nicht mal einen Bach. Und was haben wir wieder gelacht: wie dumm der Damm, was für Nerds diese Neger ...

Nun explodiert alles ein bißchen, alles gerät außer Kontrolle. Vor allem unsere Strategie dort unten wirkt völlig verunsichert, zaghaft, blöd. Die Italiener und die Deutschen, die mit Ghaddafi die allerbesten Verträge haben, warten und hoffen heimlich darauf, daß er

durchkommt. Obwohl in meinem Land (Italien) mehrere PolitikerInnen die Chance nutzen, um alle jene, die mit Ghaddafi einmal ein Sandwich gemeinsam gegessen haben, als Komplizen eines Massenmörders hochzustilisieren – was wir dann doch eigentlich alle sind, denn wir alle haben irgendwie von diesem Regime profitiert. Sarkozy hingegen würde, da die Franzosen und Engländer es mit Lybien ziemlich schwer hatten, gern sofort alles zerbomben und sich auf die Seite der Rebellen stellen – und unsere billigen Öl- und Gasverträge erben. Unsere Regierungen wissen nicht mehr, wohin mit ihren peinlich verlegenen Mienen ...

Wem sollen wir helfen? Logische Antwort: den Siegern, egal, wer sie sind. Was kümmert uns schlußendlich, wer in Tripolis oder Bengasi Massengräber füllt? Denn schließlich: als die ägyptischen Frauen nach der »friedlichen Revolution« für Gleichberechtigung auf dem inzwischen weltweit berühmten Freiheitsplatz in Kairo demonstrieren wollten, wurden sie auf ruppeligste Art und Weise darauf hingewiesen, daß sie nach wie vor nur deshalb da sind, um die Beine zu spreizen, Kinder zu kriegen und Männer zu pflegen. Das Innenministerium heulte gleich: Wenn wir die Bürgerkriege nicht zähmen, dann werden wir Abermillionen von Flüchtlingen bekommen, die nach Europa drängen. Die wollen wir nicht! Und was ist mit den Taliban, der Muslimischen Bruderschaft, den Fundamentalisten, den Selbstmordattentätern? Sollen wir sie zu uns lassen? Sollen sie ihren stupiden Wüstenkrieg zu uns importieren? Haben wir nicht genug damit zu tun, die Fans von dämlichen Fußballvereinen und Naziverbänden anzuflehen, sie sollten bitte keine Unruhe mehr stiften? Fehlt es noch an Kebab-Buden in unseren Städten?

Kann es sein, daß uns Diktatoren, die sich von uns bestechen lassen, immer noch lieber sind, als die Freiheit? Wären wir bereit, und zwar ohne jegliche Garantie, daß das je funktionieren wird, diese Länder wirklich zu Reichtum und Wohlstand kommen zu lassen? Sie anders an uns zu binden, zum Beispiel, indem wir



sie in der Eurozone zulassen und ihre Binnenökonomie zu unserer machen würden? Ohne darauf zu achten, welche politischen und religiösen Ansichten die Herrschenden dort pflegen? Unsere zaghafte Haltung der Türkei gegenüber antwortet für uns: Wir wissen es nicht, aber im Zweifelsfall lieber doch nicht ...

Unsere europäischen Regierungen waren noch nie so schwach wie heute. Urkapitalistische Preakkumulation, im marxistischen Sinne, kostet Blut und noch mal Blut – und es sind immer die Ärmsten, die den größten Tribut an Toten bezahlen müssen. Wenn die Neger auch durch diese Hölle gehen wollen, so wie wir es in zwei Weltkriegen getan haben, bitte ... aber ohne uns, verdammt! Wir wollen nicht sterben, wir wollen auf erneuerbare Energie umsteigen, mit der Erderwärmung gutes Wetter genießen. Wen kümmert es, wenn die ameisenähnlichen Bevölkerungen in Asien von Tsunamis dezimiert werden? Die sind sowieso viel zu viele ... laß uns lieber über unsere grimmigen Amokläufer schimpfen, dieses Körnchen Wahnsinn. Denn, wenn wir das auch gedämpft haben werden, dann werden wir endlich unsere Gesellschaft und unser Leben in ein Paradies verwandeln können. Während der Woche Glotze schauen und am Wochenende durch die Altstadt schlendern, ein Bierchen trinken, vielleicht ein Eis lecken und Kaufhallen und Autobahnraststätten mit taumelnder Lebensfreude erfüllen ...

Alles, was wir bislang geschildert haben, bringt uns zu einem vernünftigen Schluß. Einem, wie in dem sizilianischen Meisterwerk der Literatur »Il Gattopardo«: Es muß sich alles ändern, um zu vermeiden, daß irgendetwas anders wird.

Wir werden mit jedem auskommen, wer es auch immer sei. Denn Zerstörung heißt Wiederaufbau, und Wiederaufbau bedeutet eine Steigerung des Bruttosozialprodukts und neue Arbeitsplätze, vermutlich auch bei uns in Europa. So viel Lärm um nichts? Nein, ich meinte nicht so was. Etwas wird sich trotzdem ändern, und nicht zum Guten. Da wir alle Anspruch haben, uns schuldig zu fühlen, ist niemand Schuld. Das Schuldein-

geständnis wird zur reinen Sache des Anstandes, zu etwas Theoretischem, einem Lippenbekenntnis.

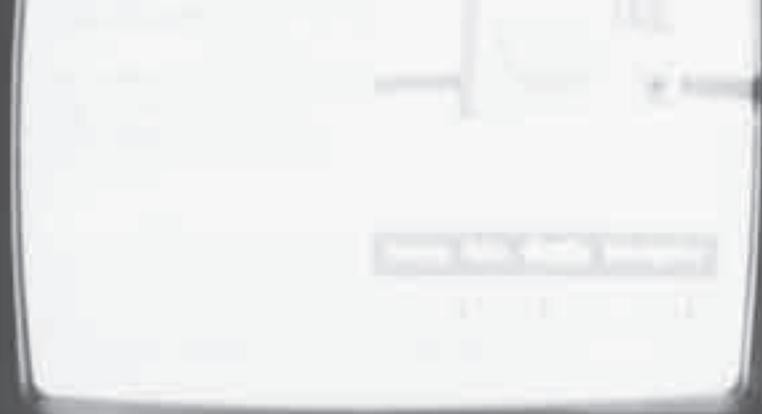
Seit einer Woche liege ich in einem römischen Krankenhaus. Man hat mir einen Darmtumor entfernt. Ich fühle mich so schwach wie noch nie zuvor und habe diese Zeilen in einer schmerzgeprägten Nacht geschrieben, in der mich nur des Anstandes wegen Japan und Lybien etwas anging. Ich möchte keine Angst, keine Schmerzen und keine solche Müdigkeit mehr haben, jemand soll sich um mich kümmern, mein Gott! Anstand ist gut im Mikrokosmos und brutal in globaler Hinsicht. Unsere Medien setzen deshalb alle auf Kleinstes und Lokalstes. So daß Leute wie ich, sich nicht mehr so blöd vorkommen, wenn sie um 4 Uhr morgens die Schwester holen, weil sie sich nicht bücken können und die Bettfernbedienung fallen gelassen haben. Diese Schwester kommt aus Mozambique. Ich fand das Land immer toll, ab sofort noch toller. So ein Arsch im Arsch bin ich geworden, verlogen und anständig ... Der Damm unseres Egoismus', der bricht als letztes, wenn es sowieso für alles zu spät sein wird ...





• • • • • **Gute Nachtgeschichten** von Björn »BUREAN« Giesecke
Die Nacht erzählt die schönsten und grausamsten Geschichten zugleich.
Das kontraststarke Wechselspiel von Licht und Dunkelheit ist für mich in der Situation interessant.





Die hEft-Fotostrecke wird in diesem Jahr von Fotografen des Foto-Blog-Projekts ausgangs.punkt gestaltet.

»Ins Leben gerufen wurde ausgangs.punkt, um eine Wegbeschreibung von dem zu liefern, was wir gerade erleben, und um unseren fotografischen Fortschritt zu dokumentieren. Wir legen uns auf kein gemeinsames Ziel fest, wir fotografieren. www.ausgangs.tk – Das sind Björn Giesecke (Rostock), Florian Heinrich (Weimar), Lukas Krause (Weimar), Paul-Ruben Mundthal (Erfurt) und Thomas Raatz (Weimar).«



kalter hund.

Von Marcus Quent

Du quälst dich vor mir
du splitterst Knochen
Ich ackre mich ab an dir
Als Abbild meiner Innereien
schwingst du
unendlich viele Male
tief ins Fleisch
Du beginnst
dich selbst zu verzehren
Du
trägst deine Wunden offen

Kalter Hund: Lukullus (wohl nach dem römischen Feinschmecker Lucius Licinius Lucullus), auch Kekstorte, Kalter Hund, Kalte Schnauze, Schwarzer Peter, Kalter Igel, Wandsbecker Speck oder Kellerkuchen ist eine Süßspeise. Sie besteht aus in Kakao-Kokosfett-Creme aufgeschichteten Butterkeksen und wird hergestellt, indem in einer Kastenkuchenform nachein-

elena.

Von Till Bender

Sie kamen immer ganz früh am Morgen, manchmal vor Sonnenaufgang. Sie kamen immer zu zweit – wie zwei Ungeheuer, die sich aus einem Alptraum herausgeschält hatten. Sie drangen ein wie Füchse in einen Hühnerstall.

Und dann machten sie sich über sie her.

Manchmal fragte sich Elena, wie lange das schon so ging: Solange sie denken konnte, eigentlich. Immer schon. Aber das konnte nicht sein. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der es anders gewesen war, in der der Morgen keinen Schrecken hatte, keine Demütigung brachte, da war sie sicher. Doch das mußte lange her sein. Sehr lange. Sie konnte sich nur selten erinnern.

Elena hatte über all die Zeit Ausgeliefertheit gelernt, Objekt zu sein. Am Anfang, falls das wirklich der Anfang war – Elena konnte das nicht mehr so genau sagen –, hatte sie versucht, sich zu wehren. Sie hatte um sich geschlagen, als sie kamen, hatte getreten, geschrien, hatte die Eindringlinge beschimpft und verflucht. Sie waren viel stärker als sie, und von Elenas Verwünschungen waren sie so wenig beeindruckt, als würden sie sie nur als fernes Echo der Worte einer fremden Sprache wahrnehmen, die ein Narr in die Wüste hinaus schrie. Sie grinnten Elena höhnisch an, zwangen ihr die Arme hoch und rissen ihr die Kleidung vom Körper.

Natürlich hatte sie auch um Hilfe gerufen. Aber kein einziger ihrer Nachbarn war jemals gekommen, ihr beizustehen. Hatten sie alle zu viel Angst? Gab es irgendwelche Arrangements, daß diejenigen verschont blieben, die sich nicht einmischten? Elena wußte es nicht, und sie hatte es aufgegeben, sich diese Fragen zu stellen.

Später hatte Elena eine andere Strategie versucht: alles stoisch über sich ergehen lassen, sich tot stellen – sein wie ein Hund, der zum Sterben in den Wald getrottet war und nun steif und kalt unter einem Baum lag –, in der Hoffnung, den Eindringlingen würde ein teilnahmsloses Opfer langweilig werden und sie wür-

den irgendwann fortbleiben. Aber sie blieben nicht fort. Sie kamen immer wieder. Immer zu zweit. Immer ganz früh am Morgen, manchmal vor Sonnenaufgang.

Vielleicht war es wieder an der Zeit wegzugehen, irgendwo eine neue Heimat zu finden. Oder besser: endlich eine Heimat zu finden. Elena hatte keine. Sie hatte an vielen Orten gewohnt, oft ein Zuhause gehabt. Aber eine Heimat mußte noch etwas anderes sein. Nachts lag sie oft wach und dachte über solche Dinge nach. Wenn alles dunkel war, sah sie besser, und dann erinnerte sie sich ...

Als sie ein Kind war, hatte sie ein Zuhause. Sie war in einem kleinen Dorf aufgewachsen und hatte die Tage mit ihren Freunden im Wald und auf den Feldern und Wiesen verbracht, hatte die Welt im Spiel erfahren. Zeit war für sie damals nichts, das abläuft, sondern reine Bewegung: Wenn man eine Handvoll Sägespäne an einer bestimmten Stelle in den Bach warf, kam diese riesige Flotte winziger Schiffe zu einer bestimmten Zeit an einer bestimmten Stelle bachabwärts vorbei. Kannte man die Orte, dann kannte man auch die dazwischen liegende Zeit. Kannte man die Dauer ihrer Fahrt, konnte man den Ort bestimmen, wo die Armada ausgelaufen war. Der Wald, der Bach, die Wiesen, ihr Elternhaus, das war ihr Zuhause. Aber Heimat war das nicht, weil in Elenas Bewußtsein die Frage nach Heimat noch gar nicht eingedrungen war.

Diese Frage nahm erst Jahre später, genau zu der Zeit allmählich Gestalt an, als ihr klar wurde, daß all das nicht ihre Heimat war, nicht sein konnte.

In dem Dorf glaubten die Menschen, daß Kinder so bald wie möglich nach der Geburt getauft werden mußten, weil ungetaufte Kinder von Dämonen verhext werden könnten. Elena glaubte nicht an Dämonen.

Als Fünfzehnjährige verliebte sich Elena in die Nichte des Pfarrers. Grauensvolle Monate waren das – man mußte sich vor allen verstecken, alle belügen. Um Gottes willen durfte niemand etwas davon ahnen.

Im Dorf war der gesellschaftliche Höhepunkt des

ander die Keks-Schichten ausgelegt und anschließend jeweils mit Kakaocreme bestrichen werden. Die Geschichte dieses »Kuchens ohne Backen« lässt sich bis ins frühe 20. Jahrhundert zurückverfolgen; die Firma Bahlsen gab in den 1920ern ein Rezept für einen »Schokoladenkuchen aus Leibniz-Keks« heraus. Als typische Kalorienbombe wird das Gericht heute

Jahres die Kirchweih. Elena sehnte sich nach Ballett, Theater, nach Lichtspielhäusern.

Nein, das Dorf konnte unmöglich ihre Heimat sein.

Mit zwanzig war sie in Aachen auf der Universität. Sie studierte Architektur, besuchte Theater- und Ballettaufführungen und ging ins Kino. Aachen war die Stadt, in der Elena studierte. Nicht Heimat.

Nach dem Studium ging Elena für drei Monate nach Chicago, um dort »im Rahmen eines Praktikums erste Berufserfahrungen zu sammeln«. Dort lernte sie Brian kennen. Sie wurden ein Paar, heirateten, sie blieb fast drei Jahre. Als sie merkte, wie Chicago ihre Heimat zu werden begann, verliebte sich Brian in eine andere Frau, und Chicago wurde ihr unerträglich.

Fünfzehn Jahre lang arbeitete sie für eine Baufirma in Mexiko. Sie betreute unzählige Baustellen im ganzen Land, fand überall bald Freunde, hatte praktische, originelle, stilvolle Wohnungen und fragte sich manchmal, wie es wohl kam, daß sie sich an fremden Orten so leicht einrichten konnte.

Mit ihrem Umzug nach Deutschland begann die Phase, in der Elena sich fragte, wo und wie sie ihre vielfältigen Erfahrungen, Fähigkeiten und Kenntnisse mit dem größten Nutzen für die besten Zwecke einsetzen könnte. Sie arbeitete für verschiedene Büros und übernahm Gastdozenturen an Hochschulen und Universitäten. Und sie verreiste viel.

Elena machte gerne Urlaub. Nicht um sich von etwas zu erholen, nicht um etwas Fremdes kennenzulernen, sondern wegen dieses befreienden Gefühls, einmal ganz und gar nur Tourist auf der Durchreise zu sein. Sorgfältig vermied sie dabei alle Gegenden, in denen reale Menschen in realen Räumen reale Leben lebten. Sie buchte Zimmer in umzäunten Resorts, in Hotelkomplexen direkt am Strand und Kabinen auf Kreuzfahrtschiffen. In diesen generierten Animationswelten, in denen Leute arbeiteten, die sich in Unterhaltungs- und Service-Programme verwandelt hatten, konnte sie sich entspannen. An diesen vollkommen trostlosen, abgestorbenen Flecken der Erde verstummte die Frage, die sonst immer in ihr klang, für eine kleine Weile: Kann ich hier eine Heimat finden?

Vielleicht waren manche Menschen einfach dazu verdammt, für immer etwas zu suchen, ohne es je zu

finden. Viele Leute suchten. In dieser Hinsicht war sie nicht allein. In ihrem Dorf hatte es damals einen Jungen gegeben, der mit der Schleuder ein echter Magier war. Er konnte auf zehn Schritte einen Käfer von einem Blatt schießen, ohne dabei das Blatt zu beschädigen. Eines Tages in einem Frühjahr war seine Schleuder plötzlich verschwunden. Vielleicht verloren gegangen, vielleicht gestohlen worden – sie war weg. Und der Junge suchte und suchte, wochenlang und vergebens. Bis ihn ein anderes Kind fragte, warum er sich nicht einfach eine neue machte.

Was für eine Frage. Da hatte nun jemand aber wohl gar keine Ahnung! Natürlich weil die alte quasi zu einem Teil seiner Hand geworden war, zu einem Teil von ihm selbst. Eine neue Schleuder! Eine neue! Da mußte man ewig dran arbeiten: schnitzen, glätten, ausbalancieren, das passende Gummi finden ... – und am Ende würde sie trotzdem noch ihre Schwächen haben, niemals so sein wie die alte.

Er machte sich eine neue. Aus der nächstbesten Astgabel. Es dauerte nicht ewig. Sie hatte andere, aber nicht mehr Schwächen als die alte.

Elena starrte ein tiefes Loch in die Nacht.

Wie ginge das wohl: eine Heimat – machen? Was für ein verführerischer, fremder, freundlicher Gedanke. Eine fremde, eine eigene Heimat. Eine freundliche ... wie eine Schleuder ... kann man ...? muß man ...?

Mit lautem Krachen wurde die Tür aufgestoßen. Elena fuhr aus dem Schlaf hoch. Zwei Gestalten stürmten herein. Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Als Maike und Reinhold später wieder auf den Flur traten, atmeten sie tief durch. Sie wirkten erschöpft. Leise, aber mit viel Nachdruck sagte Maike zu Reinhold: »Weißt du, wie lange wir da jetzt drin waren? Nur für Waschen und Anziehen? – Warum! Warum macht die jetzt bloß wieder so ein Theater?«

Reinhold schüttelte zustimmend den Kopf.

»Das muß Mittwoch mal echt auf den Tisch. Und auch mit – Motivation hier. Da ist ja null. Null! Nee, das geht so nicht.«

Und während Maike und Reinhold ihren Arbeitsmorgen fortsetzten, versuchte Elena, sich an einen Traum der letzten Nacht zu erinnern.

aber eher mit der Küche der deutschen Wirtschaftswunderzeit assoziiert. Der Name »kalter Hund« leitet sich einerseits von den Grubenhunden im Bergbau ab, deren Kastenform an eine Backform erinnert, und andererseits von dem Abkühlen im Kühlschrank. Die Bezeichnung »Kellerkuchen« entstand, da bis in die 1960er-Jahre der Kuchen über Nacht zum Abküh-

(konjunktivitis)

Von Maik Lippert

Verklebte Augen
Sehen nicht gern
Ich verordne mir Radiostunden
Eine Revolution findet statt
Doch ich verstehe die Worte nicht
Hinter der Liaison des Französischen
Und im Arabischen komme ich über Alif
Nicht hinaus
Mein Sohn weint
Weil er mir nicht folgen darf
Ins Kissenexil
Damit der falsche Schlafsand
Sich nicht auch noch in seine Augen schleicht
So aufgebahrt
Ähnele ich dem geflohenen Despoten
Von dem es später heißen wird
Er habe immer nur schöne Poesie schreiben wollen
Auf dem Rücken
Seiner Delinquenten

len in den Keller gestellt wurde. Synonym wird auch der Begriff »Schwarzer Keksbaß« verwendet. Dieser wird aufgrund des kompakten schwarzen Aussehens dieses Kuchens vornehmlich in ländlichen Gegenden verwendet. Der Name »Kalte Schnauze« verweist darauf, daß die Oberfläche an die feuchte Schnauze eines Hundes erinnert. In Italien ist eine ähnliche



Планета вдребезги.
Месяцем маем выверю горе в трепет свой.
Оставлю пару звонков.
Новою силою вернусь из поисков домой.
Постелю радость
Под ноги котейкой пушистым, плюшевым мишуткою.
Свистну летнее.
Выполощу память, злое и тесное поставлю глупой шуткою.
Осень ластится,
Жметя, мяукает-рыжая, беспокойная.
Забью окошки.
Выльюсь в стаканы. И промолчу, как больно мне.

Von Lirika Puschkina

Zerschlagener Planet.
Im Monat Mai verwandele ich meinen Kummer in Beben.
Ich mache einige Anrufe.
Mit neuer Kraft kehre ich vom Suchen heim.
Ich lege Freude
Unter meine Füße, ein flauschiges Kätzchen, ein kuscheliger Teddybär,
Ich pfeife den Sommer herbei.
Ich spüle das Gedächtnis aus, das Böse und Einengende
lasse ich wie einen schlechten Witz hinter mir.
Der Herbst schmeichelt sich ein,
Schmiegt sich an, miaut – fuchsrot, rastlos.
Ich verschlage die Fenster.
Ergieße mich im Glas. Und verstumme, wie weh es tut.

Übertragung: Katharina Braisch

.....

Speise unter dem Namen Salame di cioccolato (Schokosalami) oder Salame turco (Türkensalami) bekannt. In Norwegen nennt man ihn Delfiakake (Delfiakuchen) nach einer Markenbezeichnung von Kokosfett. **REZEPT 1 // Zutaten** 250 g Kokosfett, 200 g Puderzucker, 2 Eier, 40 g Kakaopulver, 1 EL Kaffeepulver (fein gemahlen), 1 EL Rum, Prise Salz, 25 Butterkekse;

nichts mit waldsauna.

Zum 60. Geburtstag des Rennsteigliedes
Von Franziska Wilhelm

Aus Mangel an Alternativen hatten wir uns entschlossen, ein paar Tage im Thüringer Wald zu verbringen. Während überall sonst im Land die ersten Blüten und Triebe sprossen, standen der Sandmann und ich auf einem Schneehügel, aus dessen Spitze ein Haltestellenschild ragte. Wir waren irgendwo auf dem Rennsteig und wollten nach Vesser. Der Sandmann trug nur ein dünnes Mäntelchen. Euphorisiert durch den städtischen Frühling hatte er Handschuhe, Mütze und Schal gar nicht erst mitgenommen. Ich dagegen war für eine Polarexpedition gerüstet. Meine textile Zwiebel hatte unzählige Häute. Mit zittrigen Fingern drehte sich der Sandmann eine Zigarette. Ich wartete darauf, daß er etwas Lyrisches sagte. Die poetische Umnebelung des Moments war sein großes Talent. Langsam atmete er Rauch aus. Die Tannen. Der Schnee. Die leere Straße, dachte ich. »Meinst du, der Bus kommt gleich?«, fragte der Sandmann. Ich lockerte meinen Fleeceschal. »Waldvölker haben ein anderes Zeitverständnis als wir. Sie denken zyklisch, das heißt, bevor der vorherige Zyklus, z.B. Holzhacken, Kaffeetrinken, Schneeschippen etc., noch nicht abgeschlossen ist, können sie mit dem nächsten nicht beginnen. Die Frage ist also nicht, wann der Bus kommt, sondern *ob*.« »Da vorne isser«, sagte der Sandmann.

Wir waren die einzigen Passagiere. In aller Stille fuhren wir an verschneiten Bäumen, weiß bedeckten Wiesen und zugefrorenen Tümpeln vorbei, dann passierten wir das Ortsschild von Vesser. In der Touristeninformation, die gleichzeitig Stadtverwaltung und Herbert-Roth-Museum war, fragten wir nach dem Weg zu unserem Gasthof. »Der ist ganz oben auf dem Berg«, sagte uns eine Frau, die Verwaltungsbeamte, Tourismusauftragte und Herbert-Roth-Expertin in einer Person zu sein schien. Sie wies uns einen steilen Waldpfad hinauf. Trotz seines dünnen Mäntelchens lief dem Sandmann der Schweiß über die Schläfen. »Ich hätte den Proust zu Hause lassen sollen«, sagte er außer Atem und justierte an den Tragegurten seines Rucksacks herum.

Nach einer zähen Dreiviertelstunde erreichten wir unsere Pension. Das Wirtshaus schien schon hundert Jahre alt zu sein, ein alter Waldbauernhof. Dahinter befand sich ein kastenförmiger Anbau in DDR-Stil, dessen Fenster allesamt durch graue Jalousien verschlossen waren.

»Zum erfrorenen Hecht« stand auf einem rostigen Emaille-Schild über der Wirtshaustür. Daneben hing ein rot lackiertes Holzbrett, auf das jemand in schrägen Pinselstrichen »Zur Waldsauna bitte Hintereingang nutzen« geschrieben hatte.

Ein Blick genügte, um zu wissen, daß wir dasselbe dachten. Waldsauna, das klang anrühlich, das klang nach gesellschaftlichem Sumpf und sexuellen Abgründen. Ein Waldsaunenbesucher, der im hintersten Winkel des Thüringer Waldes eine Hintertür aufsuchte, setzte sich nicht brav auf ein Handtuch und wartete, daß ihm der Schweiß den Rücken hinunter rann. Ein Waldsaunenbesucher suchte nur eins: das forestale Enthemenis. Hatten wir nicht alle schon von reichen Geschäftsleuten und gelangweilten IT-Spezialisten gehört, die in Waldsaunen all das ausprobierten, was sie vorher auf zweifelhaften Internetplattformen gelernt hatten?

»Meinst du, es ist eine gute Idee, hier zu übernachten?«, fragte ich den Sandmann. »Der nächste Bus kommt erst in siebzehn Stunden«, antwortete dieser mit Blick auf die Uhr.

Resigniert drückte ich die Klinke des Gasthofs »Zum erfrorenen Hecht«. Von drinnen schlug uns angenehme Kaminwärme entgegen. Die Kneipe sah urig aus, das Mobiliar war rustikal, an den Wänden hingen gerahmte Fotos, auf denen meistens Herbert Roth, seine Frau Edelgard oder seine Tochter Karin zu sehen waren. »Ich wandre ja so gerne am Rennsteig durch das Land«, stand auf einer hölzernen Spruchtafel und darunter »1951 bis 2011 – Sechzig Jahre Rennsteiglied«.

Eine blondierte Wirtin mit weit ausgeschnittenem Dirndl lehnte am Tresen. »Ach, die Busanreisenden«, begrüßte sie uns wie alte Freunde. Bevor wir unsere

Zubereitung Kokosfett schmelzen und abkühlen lassen. Puderzucker mit Eiern, Kakao, Kaffeepulver, Rum und Salz vermengen. Das abgekühlte flüssige Fett langsamiterrühren. Kastenform mit Pergament auslegen. Schichtweise Schokomasse und Kekse einfüllen (mit Schokomasse anfangen und mit Kekse enden). Kühlschranks stellen und erhärten lassen.

Schlüssel in Empfang nehmen durften, mußten wir erst einen Wurzelschnaps mit ihr trinken. »Soll ich die Saunanutzung gleich dazuschreiben?«, fragte sie, während sie in ihrem Geschäftsbuch blätterte. »Nein danke«, antwortete ich schnell. Als wir an einem Prospektständer vorbeigingen, nahm sich der Sandmann eine Handvoll Faltblätter mit. »Ein Mann muß wissen, womit er es zu tun hat«, erklärte er mir.

Unser Zimmer war ein bißchen düster, aber sonst ganz annehmbar. Der Sandmann schlug vor, uns nicht zu lange dort aufzuhalten und gleich einen Spaziergang durch den Wald zu machen. Als wir die Herberge wieder verließen, parkten auf dem Hof, der eben noch völlig leer gewesen war, zwei dunkle 5er BMWs. »Die Waldsauna«, flüsterte ich. Der Sandmann vergrub die Hände in den Taschen. Im Wald lag noch mehr Schnee als an den Straßenrändern. Er war fest und vereist, so daß man recht gut darauf laufen konnte. Nur hin und wieder sanken wir ein, dann aber gleich bis zu den Knien.

Je weiter wir gingen, desto stiller wurde der Sandmann. Ich vermutete, daß das an den Nebelschwaden lag, die sich geräuschlos zwischen den Baumwipfeln hinabsenkten. Der Sandmann reagierte immer empfindsam auf die Stimmungen der Natur. An einer Wegscheide blieb er plötzlich stehen. »Ich glaube, hier waren wir schon einmal.« Er faltete unsere Wanderkarte auseinander. »Obwohl es eigentlich gar nicht sein kann.«

Ein blasser Langläufer in einer roten Wetterjacke fuhr an uns vorbei. Er grüßte kurz und mit nahezu ausdruckslosem Gesicht. Der Sandmann steckte die Karte wieder in seine Manteltasche und wir schlugen einen schmalen Waldpfad ein. Laut Karte sollten wir nach zwei Kilometern das Ortsschild von Vesser erreichen, doch der Thüringer Wald sah das anders. Er wurde dunkler und undurchsichtiger. Umgestürzte Bäume blockierten einen Weg, der als Herrenstieg in unserer Karte eingezeichnet, aber im Wald selbst kaum noch zu erkennen war. »Pause?«, fragte der Sandmann, der sah, wie mir der Schweiß unter meinen zwei Mützen hervorlief. Über

Stämme zu klettern und für eine Polarexpedition gerüstet zu sein, das vertrug sich nicht. Ich öffnete den Reißverschluss meiner Thermojacke und ließ mich nach hinten in den Schnee fallen. Der Sandmann hockte sich auf einen Baumstamm und holte einen der Prospekte aus seinem Mantel. »Die Kernzonen des Biosphärenreservat Vessertal sollen in den nächsten Jahren Stück für Stück erweitert werden. Im Zuge dessen werden auch einige der bisher bestehenden Wanderwege renaturiert.«

Wir verließen den renaturierten Herrenstieg an der nächsten Abzweigung und kamen erneut zur Wegscheide. »Diese Wegscheide irritiert mich«, sagte der Sandmann, »sie scheint überall zu sein.« Ein blasser Langläufer in einer roten Wetterjacke fuhr an uns vorbei. Er grüßte kurz und mit ausdruckslosem Gesicht. »Wir haben alle Richtungen, die in Frage kommen, schon abgewandert. Eigentlich können wir jetzt nur noch Wege ausprobieren, die in die entgegengesetzte Richtung führen.« Ich zuckte mit den Schultern, was blieb uns anderes übrig?

Wir liefen etwa anderthalb Kilometer, dann wurde der Wind stärker und der Nebel dichter. Wir schienen eine Art Lichtung erreicht zu haben. Zu unseren Füßen schauten einzelne dunkelbraune Grasbüschel aus dem Schnee hervor. Irgendwo rauschte ein Bach, den wir jedoch nicht sahen. Im Grunde sahen wir sowieso nicht sehr viel. Die Horizontlinie war in einer weißgrauen Masse verschwunden, die keinen Anfang und auch kein Ende zu haben schien. »Das Nichts«, sagte der Sandmann und zündete sich eine Zigarette an. »Du darfst nicht zu lange hinsehen, sonst zieht es dich hinein«, erklärte ich ihm. »Ich habe Auryn«, entgegnete der Sandmann und pochte auf einen Pin der Bundeszentrale für politische Bildung, mit dem er seinen zerrissenen Mantelkragen an der Seite zusammenhielt.

Ich holte mein Handy aus der Tasche und begann das Nichts zu fotografieren. Zuerst knipste ich den Sandmann mit dem Nichts im Hintergrund, dann das Nichts mit einem Busch davor, dann nur noch das Nichts.

.....

REZEPT 2 // Zutaten Butterkekse; Kastenform (auslegen), 3 Eier, 200 g Puderzucker, 4-5 EL Kakao, 8-9 Würfel Kokosfett, 1 EL Rum; **Zubereitung** Für die Schokomasse werden Eier mit Kakao, Puderzucker und dem Rum aufgeschlagen. Kokosfett im Topf langsam schmelzen und unter kräftigem Rühren zur Schokoladenmasse geben. Masse sollte

Anfangs waren auf den Fotos noch dunkle Schatten und Konturen zu erkennen. Doch je öfter ich auf den Auslöser drückte, desto näher schien ich dem totalen Nichts zu kommen.

»Es hat etwas unglaublich Erhebendes«, sagte der Sandmann, der nun schon die siebte Zigarette rauchend auf das Nichts starrte. Ich schaute die Bilder in meinem Handy durch und überlegte, ob sie für ein Panorama-Bild ausreichten.

»Noch nie habe ich so intensiv Nichts erlebt«, sinnierte der Sandmann laut.

Ein Langläufer in einer roten Wetterjacke fuhr an uns vorbei. Die Farbe seines Blousons leuchtete so grell, daß wir uns wegrehen mußten. Während wir darauf warteten, daß das Nichts sich wieder über die Aufregung legte, die der Sportler in die Landschaft gebracht hatte, kam die Nacht über das Tal. Es wurde bald so dunkel, daß wir das Nichts nicht mehr erkennen konnten.

Ich fotografierte ein paar Mal in alle Richtungen. Mein Blitzlicht zeigte uns, wohin der Weg führte. Nach nicht einmal fünfzehn Minuten standen wir vor dem Ortsschild von Vesser. Als wir unseren Gasthof erreichten, war der Parkplatz mit dunklen Limousinen zugestellt. In der Wirtsstube herrschte voller Betrieb. Es roch nach Braten und Rotkohl. An den rustikalen Tischen saßen Männer und Frauen in Polohemden und locker über die Schultern geworfenen Strickpullovern. Sie grüßten uns freundlich. Als die Wirtin unser Abendessen servierte, fragte sie, ob wir uns das mit der Sauna noch einmal überlegt hätten, in einer halben Stunde würde man loslegen. Bei dem Wort »loslegen« verschluckte sich der Sandmann, und die Wirtin schlug ihm mit ihrer kräftigen, solariumgebräunten Hand auf den Rücken. Ich lehnte das Angebot dankend ab und bestellte die Rechnung.

Später lagen wir in unserem Zimmer und konnten nicht einschlafen. Gelegentliche dumpfe Lustschreie drangen vom DDR-Anbau zu uns herauf. Der Sandmann studierte erneut seine Faltblätter. Er suchte nach detaillierten Hinweisen über die Waldsauna. Waldsauna sei nicht gleich Waldsauna, sagte er, auch da gäbe es Unterschiede. Ich betrachtete das fotografierte Nichts in meinem Handy. »Eigentlich ist es ein verdammt gutes Konzept«, sagte ich, »Nichts mit Waldsauna, ich glaube das hat Zukunft.« Ich dachte an die vielen Poloshirtträger. Sicher waren sie schon überall in der Welt herumgereist, waren mit Delfinen geschwommen, hatten Partys in New York gefeiert, Canyons bestiegen und indischen Hochzeiten beigewohnt. Das einzige, was sie jetzt noch beeindruckten konnte, war das absolute Nichts. Bisher hatte der Schatten Herbert Roths die Gegend vor einem Massenansturm junger hipper Touristen bewahren können. Doch das Rennsteiglied war inzwischen mehr als ein halbes Jahrhundert alt und verlor mit jedem Tag an Abschreckungskraft. Bald würden Herbert, Edelgard und Tochter Karin Roth völlig in Vergessenheit geraten sein und die Hipsters würden erfahren, was sie die ganze Zeit über verpaßt hatten. Von jahrelanger Reizüberflutung gezeichnet, würden sie in Scharen in das Nichts starren und darüber in eine wohlthuende spirituelle Leere verfallen. Am Abend würden sie durch wilden, schmutzigen Waldsaunasex ins Leben zurückfinden. Komplett erholt und wie neu geboren.

Eine beschwingte orientalische Melodie klang von der Waldsauna zu uns herauf. Ich legte mein Handy zur Seite und richtete mich auf. »Meinst du«, fragte ich den Sandmann, »wir sollten doch mal schauen, was da unten so los ist? Einfach so interessehalber?«

Der Sandmann hatte seinen Mantel schon übergeworfen.

dickflüssig werden. Abwechselnd Schokoladenmasse und Kekse schichten. Im Kühlschrank erkalten lassen. **REZEPT 3**
// **Zutaten** 2-3 Eier, 250 g Zucker, 6 EL Milch, 1 P. Vanillezucker, 1 EL Rum, 125 g Kakao, 190 g Kokosfett, 250 g Butter, 1 Pk Schokoladenpuddingpulver, Butterkekse, Buntstreusel; **Zubereitung** Eier, Zucker, Milch, Vanillezucker und Rum

erfolg.

Von Roman Israel

heute habe ich endlich Erfolg
gehabt / ein Hund, der tot am
Straßenrand lag, hat
mich angelächelt

verrühren. Kakao einrühren. Kokosfett mit Margarine bei niedriger Temperatur schmelzen und wieder etwas abkühlen lassen. Fett nach und nach dem Teig zufügen und vorsichtig unterheben. Danach das Puddingpulver unterrühren. Kastenform mit Backpapier auslegen. Abwechselnd den Teig und Butterkekse einschichten. Zum Schluß mit



JESSY ASMUS
DAS GÖR IM ROTEN MANTEL



ES WAR EINMAL EIN DICHTER WALD.

DER WALD WAR SO DICHT,

DASS MAN IMMER AUF DEM WEG BLEIBEN MUSSTE.

ALS EINMAL EIN GÖR DURCH DEN WALD KAM, LIEF SIE SCHNELL.

IHRE GROßMUTTER LEBTE IN DER MITTE DES WALDES.

SIE HATTE EINEN LEEREN KORB DABEI MIT DEM WILLEN
IHN BALD ZU FÜLLEN.

AUF DEM WEG TRAF SIE DEN WOLF.

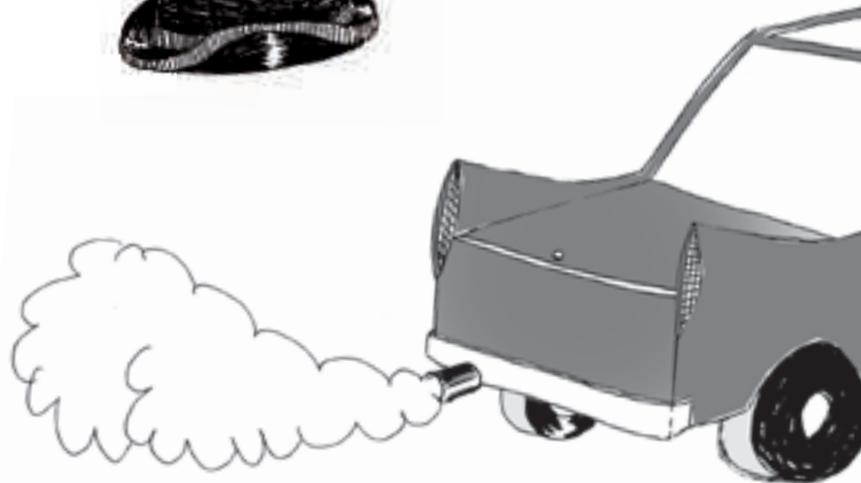
SIE KANNTEN IHN.

SIE HATTEN BEIDE
EIN ÄHNLICHES ZIEL
DER WOLF GING VOR





DAS MÄDCHEN PFLÜCKTE BLUMEN.
NACH EINER WEILE GING SIE DEM
WOLF NACH. DER WOLF HATTE DIE GROßMUTTER
BEREITS VERSPEIST. ER WUNDERTE SICH
ÜBER DIE BLUMEN DES MÄDCHENS,
ABER IM MOMENT DES GRÜBELNS ZÜCKTE
DAS MÄDCHEN EINE WAFFE UND SCHOB
DEM WOLF INS GESICHT.
SIE NAHM ALLES IN DEN KORB
VON PERLEN BIS PORZELLAN.
DER JÄGER WARTETE SCHON
DRAUßEN IM WAGEN.





wohl kalt, wohl hund ...

I feel for you, I really do. Nothing ends up like you want it to. (Keane)

Von Jimi Thing

Weißt du noch, wie wir auf deinem Diwan lagen und ich zu dir sagte, ich hätte das Gefühl, daß wir nie mehr hier bei dir zusammen frühstücken würden? Du sagtest: »So ein Quatsch.« Und doch: Es war das letzte Mal.

Ich wollte nicht recht haben.

Weißt du noch, wie wir vor diesem Haus standen, in welchem du gelitten hattest wie ein Hund? Wie du geweint hast, befreit vielleicht. Wie wir dort gestanden haben, du in meinen Armen, in jener lauen Sommernacht. Aufgewühlt, durcheinander, zusammen.

Noch immer bist du mir so nah, obwohl ich nicht mehr weiß, wie du dich anfühlst. Ich laufe, renne weg, stelle mich dann wieder dem Schmerz, der mich wie ein Gummiband zurückzieht. Kann nichts tun als warten. Warten, daß wieder mehr Platz für Schönes ist. Warten auf einen Perspektivwechsel. Warten auf eine innere Versöhnung mit dem Gefühl, daß ein Teil von mir noch immer bei dir ist und wohl auch immer bei dir bleiben wird.

Wenn du ihn findest, dann paß auf ihn auf. Vielleicht liegt er unter dem Diwan oder unter dem Bett, vielleicht neben dem Regal, in der Ecke, beim Papierkorb. Liegt dort im Staub, warm, rosa, pulsierend und atmend – wartend.

Meine Verwirrung konntest du nicht ertragen, warst ungeduldig, wenn statt dem sortierten Ich ein wirrer Haufen Puzzleteile vor dir stand. Oder neben dir lag. Ich wollte gar nicht von dir sortiert werden. Ich wollte gar nichts, außer gerade bei dir sein.

„In the morning – where do you go?“, singen Pollock aus Spanien. Ich habe gern mit dir gefrühstückt. Kaffee, Brötchen, Wurst – damals, als es warm war und ich noch Fleisch aß. Und immer ungern gegangen bin, danach. Möchte mal wissen, was ich da wollte, bei dir. Was ich zu finden hoffte. So vieles und doch so wenig. Immer auf der Suche. Immer Ego?

Trauern hat eine zirkuläre Struktur, so sagt man. Man passiert verschiedene Ebenen des Trauerns, kehrt nicht selten an ein und denselben Punkt oder in dasselbe

Thema zurück. Man dreht sich also im Kreis. Je mehr Zeit verstreicht, desto größer wird der Kreis – es dauert immer länger, bis der schmerzhafteste Punkt auf der Umlaufbahn erreicht wird. Mal wieder da durch. Und dann weiter.

Vielleicht stehe ich irgendwann vor deiner Tür, wenn wieder dieser seltsame Punkt erreicht ist. Schleiche die Treppe hoch, klinge, blicke unsicher in dein überraschtes Gesicht und verlange meinen Teil zurück. Fordere ein, was längst nicht mehr mir gehört, und lasse ein noch größeres Stück von mir selbst bei dir zurück, ohne es zu wollen. Das kann sich dann schön ans andere kuscheln.

Vielleicht wohnst du aber auch längst nicht mehr hier. Bist schon gegangen. Heimlich.

War das tatsächlich nur ein kurzer Ausflug in eine andere Welt? Geht jetzt wirklich jeder von uns allein auf seinem Weg weiter, um eine Erfahrung reicher und, ja – einen geliebten Menschen weniger? Ja, irgendwie bist du schon noch da. Aber ich mag diese Form nicht, in der du da bist. Und ich mag die vielen offenen Fragen nicht, die mich wie Schmeißfliegen umkreisen. Und noch viel weniger mag ich dieses bescheuerte Selbstmitleid.

»Menschen kommen, Menschen gehen, ich aber fließe ewig,« schrieb Alfred Loyd Tennyson. Was bist du – ein Kiesel in meinem Flußbett? Dann: Via con me. Du bist mir willkommen. Immer.

Buntstreusel bestreuen. Im Kühlschrank erkalten lassen. **REZEPT 4 // Zutaten** 250 g Kokosfett, 250 g Puderzucker, 50 g Kakao, 1 TL Pulverkaffee (Instant), Prise Salz, 2 Eier, 1 TL Rum, 1 Pk Butterkekse; **Zubereitung** Puderzucker, Kakao, Pulverkaffee, Salz, Eier, Rum in einer Schüssel verrühren. Kokosfett in Stücke brechen und diese bei schwacher Hitze

der mann, der ...

... einkaufswagen zählte.

Von Jürgen Reyer

Brutzel-Heino schaut hinaus in den strömenden Regen. »Brutzel-Heino's Grillservice« steht oben quer über seinem Grillwagen, auch auf der Fahrer- und Beifahrertür der Zugmaschine, mit Telefon- und Faxnummer. Sein Blick fällt auf die Plexiglas-Remise mit den Einkaufswagen, links, schräg gegenüber. In den drei Schächten fehlen nur wenige Wagen. Es ist Freitag.

Ob er heute kommen würde, der Mann, der seit einigen Monaten die Einkaufswagen zählte? Er, Brutzel-Heino, stand mit seinem Grillwagen zwar immer nur am Freitag vor dem Supermarkt. Aber die Janine, die drinnen hinter dem Tresen mit Backwaren steht, hatte erzählt, daß der Mann auch an anderen Wochentagen zählte. Ilse, vom Fleischstand, hatte es bestätigt. Mal wieder so eine Marotte der Geschäftsleitung? Um irgend etwas zu verbessern? »Betriebsablaufoptimierung nennt man das ...« Frau Hoffmann, die meistens hinter der Kasse sitzt, kannte sich aus, sie war am längsten in der Filiale. »Am Ende bleibt es wieder an uns hängen, man kennt das ja!« Vielleicht sollen damit die Kunden gezählt werden, hatte jemand gemeint ...

Aber irgendwie stimmte etwas nicht, hatte auch Frau Hoffmann gemeint. Kundenzählen geht anders und schneller, und mit den Einkaufswagen hat das Personal wenig zu tun. Warenkontrolle ja, aber um die Warenkontrolle zu verbessern, mußte man doch nicht die Einkaufswagen zählen, irgendwie seltsam. Der Mann war ja auch Kunde, kaufte seit mehr als einem Jahr regelmäßig im Supermarkt ein, eigentlich ein ganz normaler Typ, etwas älter, fünfzig vielleicht? Immer gut gekleidet, kaufte nur teure Weine, auf Hartz war der bestimmt nicht!

Und dann war da dieser seltsame Vorfall vor einigen Wochen. Der Mann zählte mal wieder, eine Kundin wollte einen Wagen nehmen. »Nein! Nicht! Warten Sie!«, hatte der Mann gerufen. Die Kundin war verschreckt, hatte es an der Kasse erzählt. Janine hatte die Kundin gehört, der Brotstand befindet sich nahe der Kasse. Aber bis sie den Geschäftsführer hinten in seinem Büro

gefunden hatte und sie mit ihm vor den Supermarkt trat, war der Mann fort. »Wir haben keinen Auftrag erteilt, Einkaufswagen zu zählen«, hatte der Geschäftsführer gesagt, »wer sollte auch so etwas Blödes in Auftrag geben?«

Der Mann würde nicht kommen. In den letzten Monaten – waren es drei, oder vier? – war er jeden Freitag gekommen. Aber an keinem dieser Tage hatte es diesen starken Dauerregen gegeben. Mein Gott! Woher kommt nur all das Wasser? Nein, der Mann würde bestimmt nicht kommen! Wer würde schon so verrückt sein? Doch wer weiß, jemand, der Einkaufswagen zählt?

Brutzel-Heino erkennt den blauen VW-Kombi sofort – neueres Modell, obere Mittelklasse. Das Auto kommt langsam die Zufahrt zum Parkplatz hinauf, Scheinwerfer eingeschaltet, Scheibenwischer höchste Stufe. Der Mann parkt dicht bei der Plexiglas-Remise mit den Einkaufswagen. Die Fahrertür geht auf. Ein Arm mit einem geschlossenen Schirm kommt zum Vorschein. Der Schirm springt auf, der Mann steigt aus. Jetzt noch der Laptop. Wie, heute kein Laptop? Kein Laptop.

Der Mann geht zu den Einkaufswagen. Vom rechten Schacht sind mehr Wagen unterwegs als von den anderen. Hier gibt das Plexiglasdach den größten Schutz. Der Mann stellt sich hinein, schließt den Schirm. Dann zählt er sie durch, die Einkaufswagen, einzeln, jeden Schacht. Aus der Innenseite seines Jacketts holt er etwas heraus, ein Notizbuch? Er schreibt etwas hinein.

Der Mann ist wirklich verrückt!

Janine taucht am Eingang des Supermarkts auf, schräg gegenüber rechts. Sie stellt sich neben den Abfallbehälter, der oben einen Aschenbecher hat, zündet sich eine Zigarette an. Der Dachüberhang gibt Schutz vor dem Regen. Bis vor kurzem gab es im Supermarkt einen Raucherraum, für das Personal. Der neue Geschäftsführer ist Nichtraucher. Der Raucherraum ist jetzt Lagerraum, für die Sortimenterweiterung, soll er erklärt haben,

schmelzen und wieder etwas abkühlen lassen. Dann der Masse hinzufügen. Kastenform mit Backpapier auslegen. Abwechselnd 1 Schicht Masse und 1 Schicht Kekse einschichten. Im Kühlschrank erkalten lassen. **REZEPT 5 // Zutaten** 500 g Kokosfett, 4 Eier, 370 g Zucker, 80-150 g Kakao, 2-3 Pk Butterkekse, 1 EL Rum oder 2-3 Kaffeelöffel Nescafé,

hatte Frau Hoffmann gesagt. Janine schaut auf ihre Schuhe, dann hoch zum Dachüberhang, schaut wieder auf ihre Schuhe, drängt sich dichter an die Wand hinter ihr, um sich vor den Wasserfontänen zu schützen, die vor ihr vom Asphalt aufspritzen, von den Regenbächen, die vom Dachüberhang herunter stürzen.

Janine winkt. Sie kann den Mann von ihrem Standort aus nicht sehen. Brutzel-Heino zeigt auf die Einkaufswagen, macht mit der flachen Hand vor seinem Gesicht einige schnelle Auf- und Abbewegungen. Janine versteht nicht, schüttelt den Kopf. Brutzel-Heino zeigt mehrmals mit ausgestrecktem Arm in Richtung Einkaufswagen, formt mit den Lippen langsam Wörter, ohne sie laut zu rufen, als wollte er eine Gehörlose erreichen. Janine zeigt mit dem Finger erst auf sich, dann auf den Plexiglas-Unterstand, den sie nicht einsehen kann, macht dabei ein fragendes Gesicht. Brutzel-Heino schüttelt heftig den Kopf, hebt hilflos die Schultern.

Der Mann tritt aus dem Plexiglas-Unterstand heraus, öffnet seinen Schirm. Brutzel-Heino schaut zu Janine hinüber und nickt in Richtung des Mannes. Janine versteht, nickt, macht auch die Bewegungen mit der flachen Hand vor dem Gesicht, ja, plemplem, wirklich, kannst du laut sagen! Sie drückt die Zigarette auf dem Rost oben auf dem Abfallbehälter aus, winkt Brutzel-Heino zu, geht zurück in den Supermarkt. Brutzel-Heino schaut ihr hinterher, lächelt versonnen, wendet den Blick, erschrickt ...

Der Mann war lautlos an seinen Stand herantreten, wie hätte man ihn bei dem Regengeprassel auch gehört haben können, stand nun links unter dem hochgestellten Verschlag der Verkaufsseite des Grillwagens, den rechten Arm auf dem schmalen, brusthohen Ausgabebrett abgelegt, in der linken Hand den Schirm. Noch nie war der Mann zu seinem Stand gekommen. In den Supermarkt hatte er ihn schon gehen sehen, aber zu seinem Stand kommt er jetzt zum ersten Mal.

»Sauwetter!«

»Ja, Sauwetter, hört heute wohl nicht mehr auf.«

»Sicher schlecht fürs Geschäft ... Geben Sie mir eine Bratwurst.«

Brutzel-Heino schaut auf ihn hinunter, ob ich ihn fragen soll? Ich werd ihn fragen! »Es geht mich ja nichts an, aber wozu ...«

»Muster,« unterbricht ihn der Mann, „ich erstelle Muster.«

»Muster ...?!«

»Durch die Anzahl der Wagen, die in jedem Schacht

fehlen, entstehen Muster. Dort, sehen Sie«, der Mann zeigt auf die Einkaufswagen, »im linken Schacht fehlt kein Wagen, im mittleren fehlen nur zwei, im rechten Schacht aber fehlen fünf. Das ist ein Muster, ein Einzelmuster, nun eigentlich noch kein richtiges Muster, aber das Ausgangsmaterial für richtige Muster. Wenn man hinreichend viele dieser Einzelmuster gesammelt hat, über Wochen, Monate, sie in ein Computerprogramm eingegeben und verarbeitet hat, dann entstehen richtige Muster, Ablaufmuster, die durch die Aufeinanderfolge der Einzelmuster entstehen. Alles, was sich häufig genug wiederholt, läßt sich zu Mustern verarbeiten, manche sagen auch Profile. Daraus lassen sich übergeordnete Muster bilden, »Clusters of Patterns«. Hat man genügend Einzelmuster eingespeist, kann man die Urheber, in diesem Fall die Kunden des Supermarkts, einzelnen Mustern zuordnen.«

»...?«

»Das Programm erzeugt die Muster, die Kunden aber sind die Urheber. Man muß nur alles berücksichtigen, was auf die Häufigkeit Einfluß hat, das Wetter, Jahreszeit, Monatsanfang, Monatsende, die Wochenenden und Feiertage, Ferienzeiten, eben alles, auch, daß die meisten Menschen Rechtshänder sind, Linkshänder verhalten sich beim Herausziehen und Hineinstellen der Wagen ein wenig anders. Man braucht natürlich ein leistungsfähiges Programm. Ich hab' eins geschrieben, ich bin Informatiker. Gewöhnlich gebe ich meine Erhebungsdaten direkt in den Computer, aber bei diesem Wetter ...«

»Und wozu soll das alles gut sein?«

»Ich suche jemanden, eine Frau, hab' sie vor gut vier Monaten einige Male hier gesehen ...«

Der will dich verscheißern! »Soll einfachere Wege geben, eine Frau zu finden.«

»Aber nicht diese. Brauche noch einige Zählungen, Freitag in zwei Wochen könnte sie hier auftauchen ... na dann.« Der Mann geht zu seinem Auto.

Brutzel-Heino schaut hinaus in den strömenden Regen, sieht den blauen VW-Kombi fortfahren.

Frau Hoffmann taucht am Eingang des Supermarkts auf, spannt einen Schirm auf und kommt auf den Grillwagen zu. Es ist Freitag, freitags kauft sie Hähnchen ein, für ihre Familie.

»Sind noch halbe Hähnchen da?«

»Sie machen wohl Witze! Wie viele sollen's sein? Heute gibt's zwei zum einfachen Preis.«

»Geben Sie mir vier.«

2 Pk Vanillezucker; **Zubereitung** Eier mit Zucker schaumig rühren. Kakao durch ein Sieb hinzu sieben. Kokosfett in Stücke brechen und diese bei schwacher Hitze schmelzen und wieder etwas abkühlen lassen. Dann der Masse hinzufügen. Kastenform mit Backpapier auslegen. 1 Lage Butterkekse, dann 1 Lage Schokomasse abwechselnd schichten.

Brutzel-Heino berichtet von dem Gespräch mit dem Mann, der die Einkaufswagen zählt, von den Mustern, daß er damit eine Frau finden will, die er hier gesehen hat.

»Der wollte Sie auf den Arm nehmen.«

»Hab' ich auch gedacht. Aber der hat das ganz ernst gesagt, der glaubt das wirklich ... Übernächsten Freitag soll sie hier auftauchen.«

Frau Hoffmann lacht. »Dann wird's wohl zu spät sein ...!«

»...?«

»Haben Sie's noch nicht gehört? Der Supermarkt wird geschlossen, abgerissen, in vierzehn Tagen schon. Soll ein großes Einkaufs-Center her, mit Blumen-Shop, Kleider-Boutique, Drogerie-Markt und so, neuer Supermarkt auch, größer als der hier.«

»Woher wissen Sie das?«

»Der Geschäftsführer hat's heute gesagt ... Schönes Wochenende!« Frau Hoffmann geht zurück in den Supermarkt.

Brutzel-Heino sitzt zu Hause vor dem Fernseher, schaut die Vorabend-Nachrichten des lokalen Senders, es ist Freitag.

»Hier auf dem Abrißgelände des Supermarkts ereignete sich heute nachmittag ein mysteriöser Unfall, bei dem ein Mann starb«, sagt der Reporter in die Kamera. Er steht ungefähr da, wo er, Brutzel-Heino, mit seinem Grillwagen immer freitags gestanden hatte. Schräg rechts hinter ihm ist der eingerissene Eingangsbereich des Supermarkts zu sehen, da, wo vor vierzehn Tagen Janine eine Zigarette geraucht hatte. Plexiglas-Remise und Einkaufswagen sind verschwunden.

»Der blaue VW-Kombi hier ...«, die Kamera schwenkt auf einen PKW mit zusammengedrücktem Vorderteil, »... soll nach Aussage eines Abrißarbeiters und eines weiteren Zeugen gegen 15 Uhr das Absperrband der Abrißbaustelle durchbrochen haben. Der Fahrer, ein etwa fünfzigjähriger Mann, soll ausgestiegen sein und wild auf die Bauarbeiter eingeredet haben. Er sei dann wieder in seinen PKW gestiegen und zum äußersten Ende des Parkplatzes gefahren, habe gewendet und soll mit voller Geschwindigkeit auf die Schaufel eines Baggers, der gerade Abrißschutt aufnahm, aufgefahren sein.«

Die Kamera zeigt einen Mann in blauem Overall neben einem Abrißbagger. »Es ging alles so schnell ... Plötzlich kam der Wagen auf meinen Bagger zu, und dann sah ich den Mann schon mit dem Oberkörper auf der eingedrückten Motorhaube liegen ...«, der Mann

führt mit zittriger Hand eine Zigarette zum Mund, »... den hat's rausgeschleudert, hat ganz schön geblutet, der war nicht angeschnallt gewesen ... Ich kann nicht sagen, ob er noch gelebt hat, hab' die Schaufel abgesetzt, da ist der Wagen langsam rückwärts die Auffahrt runter, kam an der Begrenzungsmauer da drüben zum Stehen. Ein Mann ist hinterher.«

Der Reporter: »Bislang gibt es noch keinerlei Hinweise, die das Verhalten des Mannes erklären könnten. Die Polizei sagt, er müsse sofort tot gewesen sein, den Verletzungen nach zu urteilen.«

»War er nicht!« entfuhr es Heino.

»Was hast du gesagt, Heino?! Willst du ein Bier?«

Heino hört Nicole nicht, die in der Küche Abendessen macht. Er war dabei gewesen, der Mann war nicht sofort tot, hatte noch etwas gesagt.

Heino war am Nachmittag mit seinem PKW zum Supermarkt gefahren, hatte wissen wollen, ob der Mann käme. Eine Weile hatte er den Abrißarbeiten zugeschaut, dann war der VW-Kombi gekommen und Heino hatte alles miterlebt. Er war dem rückwärts rollenden Wagen hinterher gelaufen. Der Mann mit dem verdrehten Oberkörper auf der zerknautschten Motorhaube hatte sich kaum merklich bewegt. Heino konnte ihm ins blutige Gesicht sehen, wollte etwas zu ihm sagen, aber was hätte er sagen können? »Hey, alles ok, Mann?« wie in amerikanischen Filmen? Da können jemandem gerade die Beine weggefetzt worden sein, schon kommt jemand und fragt: »Hey man, alles ok, Mann?«

Der Mann hatte die Lippen bewegt. Heino hatte sich über die zerknautschte Motorhaube gelegt, näher zum Gesicht des Mannes.

»Heute ...«, der Mann hustete Blut, »... heute wäre sie dabei gewesen, bestimmt wäre sie heute dabei gewesen«, hatte der Mann geflüstert, und war gestorben.

Heino, der Zeuge, hatte der Polizei erzählt, was er gesehen hatte, aber nicht alles.

Nach der Zeugenaussage war er die Auffahrt hinuntergegangen, zu seinem Auto unten an der Straße. Am Fuße der Auffahrt hatte ein Volvo gehalten, eine Frau war ausgestiegen und neben der geöffneten Fahrertür stehen geblieben. Sie hatte zur Abrißbaustelle hinaufgeschaut, auch den Unfallwagen gesehen, ratlos den Kopf geschüttelt, war wieder eingestiegen und davon gefahren ...

»Willste nun ein Bier?« Nicole steht in der Wohnzimmertür ...

Die oberste Schicht sowie Seiten und Boden sind aus Schokoladenmasse. Im Kühlschrank erkalten lassen. Nach 3-5 Tagen aus der Form nehmen und je nach Wunsch in kleine Scheiben schneiden.

Das nächste hEft erscheint am 27. Juni.

- » Offene Redaktion: 4. Mai, Weinstein Le Bar
- » hEft-relieft am 24. Juni, Salinenschule Erfurt (Textil-Festival)
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 25. Mai
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Falscher Hase

hEft sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Falscher Hase«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEft zum Mitnehmen

- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Essbar, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
- » **Weimar** ACC, mon ami
- » **Jena** Café Immergün, Café Wagner
- » **Gotha** art der stadt, KommPottPora
- » **Greiz** Alte Papierfabrik
- » **Ilmenau** TU-Campus

hEfte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, Suhl, studiert Visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar » FRANZISKA BARTH, 25, studiert Theater/Literatur/Medien, Fotografie, Psychologie und Kulturmanagement in Hildesheim, freie Fotografin, www.streifenblicke.de » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » KATHARINA BRÄSCH, Studentin der Slavistik, 23 Jahre, hauptsächlich in Berlin aufgewachsen, besonders interessiert an russischer Literatur, zur Zeit auf Wanderschaft in Südosteuropa » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » PETER DIETZE, geb. 1987 in Dresden, seit 2007 in Erfurt Studium Geschichte & Literatur, Redakteur von Wortwuchs » RENÉ FERCHLAND, Jg. 1984, Masterstudent Literaturwissenschaft in Erfurt » PAOLO FUSI, 51, Römer » BJÖRN »BUREAN« GIESECKE, hat seine Kamera immer dabei und aus dieser Situation heraus entstehen viele seiner Fotos, entdeckt gerade die Welt der analogen Fotografie und ist fasziniert von experimentellen Snapshots » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u. a. bei Radio Funkwerk, Erfurt » ROMAN ISRAEL, Jg. 1979, lebt als freier Autor in Leipzig, Mitglied der Dresdner Lesebühne Sax Royal, www.romanisrael.de » BIANKA LANGNICKEL (Bachelor of Fine Arts) & THOMAS GNAHM (Diplom Designer) – Grafikstudio wirhabenvielvor, www.wirhabenvielvor.de » MAIK LIPPERT, Jg. 1966, Alltagsfantastik in Lyrik und Kurzprosa, lebt und arbeitet in Berlin, www.poetenladen.de/maik-lippert.htm » LIRIKA PUSCHKINA, 20, Dichterin, lebt in St. Petersburg, sorgt sich um die Welt » M. MÜLLER, frühere Besetzer_in des ehemaligen Topf & Söhne-Geländes, heute bei der Kampagne *Hände hoch – Haus her! Für ein selbstverwaltetes Zentrum in Erfurt!* » PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » MARCUS QUENT, Jg. 1990, geboren in Eisenach, derzeit Studium der Theaterwissenschaften und Philosophie an der Universität Leipzig » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » JÜRGEN REYER, Mühlberg » RONNY RITZE, 29, Journalist und freischaffender Autor » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthaus-erfurt.de, www.klub-500.de » JIMI THING, 29, melancholische Sanguinikerin und - unterwegs » SANDRUSCHKA (Sandra Uhlitzsch), lebt und arbeitet in Weimar, sandruschka.blogspot.com » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, Autorin und Poetry Slammerin, lebt in Leipzig, Mitglied der Leipziger Lesebühne Schkeuditzer Kreuz, www.franziska-wilhelm.de » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

.....

.....winkelin.de.....